Treuherz.

Zweiter Band.

Treuherz.

Von

Gustav Aimard.

Aus dem Französischen übertragen.

Zweiter Band.

Leipzig.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1861.

Erstes Kapitel.

Die Heirath.

Sobald die beiden Jäger wieder in das Rancho getreten waren, wandte sich Ruhig zu Treuherz und fragte:

„Was denkt Ihr jetzt zu thun?“

„Was Ihr wahrscheinlich auch thun werdet,“ antwortete Jener lächelnd, „nämlich schlafen; es ist schon beinahe zwei Uhr früh.“ Da er aber die bekümmerte Miene des Canadiers bemerkte, fügte er einlenkend hinzu:

„Verzeiht, mein Freund, ich vergaß, daß Ihr eine weite Reise gemacht habt, um zu mir zu kommen, und mir wahrscheinlich wichtige Mittheilungen machen wollt. Wohlan, wenn Ihr nicht zu müde seid, werde ich das Feuer anschüren, wir können uns dann neben den Brasero setzen, und ich werde Euch anhören. Ich trage kein Verlangen zu schlafen und die gegenwärtige Zeit ist für ein vertrauliches Gespräch ganz geeignet.“

Ruhig schüttelte leise den Kopf.

„Ich danke Euch für Eure Gefälligkeit, mein Freund," sagte er. „Wenn ich es aber recht bedenke, so will ich unser Gespräch lieber auf morgen verschieben. Es ist kein triftiger Grund vorhanden, weßhalb ich jetzt reden sollte, und einige Stunden ab oder zu haben keinen Einfluß auf die Ereignisse, die ich fürchte."

„Ihr könnt besser beurtheilen, wie ich, wie Ihr Euch in der Sache zu benehmen habt, mein Freund, und ich wiederhole nur, daß Ihr in Allem, was Ihr thun wollt, über mich verfügen könnt."

„Wir wollen schlafen," antwortete der Canadier lächelnd. „Wir können morgen, wenn wir dem schwarzen Vogel unsern Besuch gemacht haben, mit einander sprechen."

„So geschehe es, mein Freund, und ich dränge nicht länger in Euch; hier ist unser Lager," fügte er, auf die Pelze deutend hinzu.

„Ich habe selten ein so weiches Bett in der Wildniß gefunden," sagte Ruhig.

Die beiden Männer streckten sich nun brüderlich neben einander hin, legten ihre Waffen in dem Bereich ihrer Hand und bald verriethen ihre gleichmäßigen Athemzüge, daß sie schliefen.

Ihre Ruhe wurde durch nichts gestört und die Nacht verstrich friedlich. Einige Minuten vor Sonnenaufgang erwachte Treuherz. Im Rancho begann es bereits schwach zu dämmern und ein heller Schein

drang durch die Fenster, welche weder Läden noch Vorhänge hatten.

Der Jäger stand auf; in dem Augenblicke, wo er sich anschickte, seinen Begleiter zu wecken, schlug dieser die Augen auf.

„Oho!“ sagte Treuherz, „Ihr habt einen leisen Schlaf, mein Freund.“

„Das ist eine alte Jägergewohnheit, die ich schwerlich wieder los werde, ich müßte denn längere Zeit bei Euch wohnen.“

„Wer hindert Euch es zu thun? Ein solcher Entschluß würde meine Mutter und mich sehr glücklich machen.“

„Wir wollen lieber keine Pläne machen, mein Freund, Ihr wißt ja, daß uns Waldläufern kaum die Gegenwart gehört, und es würde eine unverzeihliche Thorheit sein, wenn wir auf die Zukunft rechnen wollten. Wir erörtern den Gegenstand ein andres Mal, denn für jetzt haben wir, wie ich glaube, dringendere Geschäfte.“

„Wir haben uns des Auftrags zu entledigen, den uns der Schwarze Hirsch anvertraut hat. Seid Ihr immer noch gesonnen mir zu helfen?“

„Gewiß! die Häuptlinge Eures Stammes haben mich zu zuvorkommend aufgenommen, als daß ich die erste günstige Gelegenheit, ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen, nicht eifrig ergreifen sollte.“

„Gut! In dem Falle sucht Eure Gefährten auf,

haltet Euch bereit aufs Pferd zu springen, und erwartet mich, ich werde Euch im Calli, den sie bewohnen, bald aufsuchen."

„Abgemacht," antwortete Ruhig.

Die beiden Männer verließen das Haus.

No Eusebio hatte seine Hängematte verlassen und besorgte wahrscheinlich die häuslichen Geschäfte.

Nachdem der Canadier Treuherz die Hand gedrückt, trat er den Weg auf den Calli an, den die Indianer seinen Freunden überlassen hatten. Der Tag war vollständig angebrochen, die Eingangsvorhänge der Calli öffneten sich allmählich und die indianischen Frauen fingen an aus den Häusern zu treten, um das nöthige Holz und Wasser zum Frühmale herbeizuholen. Kleine Schaaren von Kriegern entfernten sich nach verschiedenen Richtungen, theils um sich dem Vergnügen der Jagd zu überlassen, theils um den Wald zu durchstreifen und sich zu überzeugen, daß kein Feind in der Nähe des Dorfes laure.

In dem Augenblicke, wo der Canadier vor der Medicinhütte vorüber kam, trat der Zauberer des Stammes aus derselben.

Er trug eine mit Wasser gefüllte Schale in der Hand, in die ein Wermuthzweig gesteckt war.

Der Zauberer stieg auf das Dach der Medicinhütte und wandte sich zur aufgehenden Sonne. Im nämlichen Augenblicke schrie der Haschesto oder öffentliche

Ausrufer, mit starker Stimme, zu drei wiederholten Malen.

„Die Sonne, die Sonne, die Sonne!“

Da trat aus jedem Calli ein Krieger, der ebenso wie der Zauberer einen Büschel Wermuth in einer Schale trug.

Der Zauberer fing nun an geheimnißvolle Worte abzusingen, die nur er verstand, und das Wasser mit dem Wermuthszweige nach den vier Weltgegenden zu sprengen, was die Uebrigen nach seinem Beispiele ebenfalls thaten.

Auf einen Wink des Zauberers spritzten sämmtliche Anwesende den Inhalt der Schale nach der Sonne empor, indem sie Alle zu gleicher Zeit schrieen:

„Sonne, Du sichtbarer Vertreter des unsichtbaren Herrn des Lebens! schütze uns während des eben angetretenen Tages, gewähre uns Wasser, Luft und Feuer, denn die Erde gehört uns und wir werden sie zu behaupten wissen.“ Nach diesem anmaßenden Gebete kehrten die Krieger in ihre Calli zurück und der Zauberer verließ seinen hohen Standpunkt.

Ruhig, der die indianischen Gebräuche sehr gut kannte, erwartete in ehrerbietiger Haltung das Ende der Feier.

Als der Zauberer wieder in die Medicinhütte getreten war, setzte der Jäger seinen Weg fort.

Die Bewohner des Dorfes schienen ihn bereits als einen der Ihrigen anzusehen, die Frauen begrüßten ihn

mit einem Lächeln oder einem freundlichen Worte, und die Kinder wünschten ihm lachend einen guten Morgen.

Als Ruhig in das Calli seiner Freunde trat, schliefen dieselben noch.

Er weckte sie.

„Oho!“ sagte John Davis munter, „Ihr seid ja früh auf den Beinen, alter Jäger. Wollen wir einen Streifzug unternehmen?“

„Nicht daß ich wüßte, wenigstens nicht für jetzt,“ antwortete der Canadier, „wir wollen nur Treuherz begleiten, der eine Förmlichkeit zu erfüllen hat.“

„Wirklich! Was ist es denn?“

„Die Verheirathung eines unsrer Freunde, des Schwarzen Hirsches. Ich habe es für gerathen gehalten unsern Beistand nicht zu verweigern, denn besonders Ihr, John Davis, müßtet darauf bedacht sein, Euch die Indianer zu Freunden zu machen.“

„Das glaube ich, bei Gott selbst! Sagt einmal, alter Jäger, habt Ihr Euren Freund wegen der Angelegenheit, die mich herführt, ausgehorcht?“

„Noch nicht; mancherlei Gründe haben mich bestimmt einen günstigen Moment abzuwarten.“

„Wie Ihr wollt, Ihr wißt aber, daß es eilt.“

„Ich weiß es, verlaßt Euch nur auf mich.“

„Ach, was das betrifft, so gebe ich Euch unumschränkte Vollmacht. Was sollen wir jetzt thun?“

„Nichts weiter als aufs Pferd steigen und warten

bis uns Treuherz abholt. Er hat es übernommen die Sache zu leiten."

„Das ist nicht übermäßig schwer," sagte der Amerikaner lachend.

Die Jäger waren bald bereit, nach beendeter Toilette, ihre Pferde zu satteln.

Sie hatten sich kaum in den Sattel geschwungen, als ein großer Lärm von Hörnern, Trommeln und Chichikoues, vermischt mit Freudengeschrei und Flintenschüssen und dem lauten Gebell der Hunde des ganzen Dorfes, die Ankunft Treuherz' verkündete.

Der junge Jäger nahte sich wirklich.

Er ritt an der Spitze eines zahlreichen Zuges indianischer Krieger, die ihre gewählteste Kleidung trugen, kriegsmäßig bewaffnet und bemalt waren, und prächtige Mustang ritten, welche sie mit den Zeichen der lebhaftesten Freude tummelten.

Der Zug hielt vor dem Calli.

„Nun," fragte Treuherz, „seid Ihr bereit?"

„Wir haben Euch erwartet," antwortete Ruhig.

„Dann kommt."

Die fünf Jäger nahmen an der Seite ihres Freundes Platz, und der Zug, der eine Zeitlang gehalten hatte, bewegte sich weiter.

Die Indianer bemerkten mit lebhaftem Vergnügen, daß sich die fremden Jäger zu ihnen gesellten: die Betheiligung Treuherz' und Ruhig's bei der Feierlichkeit erfreute sie besonders und machte sie stolz, weil daraus

hervorging, daß ihre Freunde die Bleichgesichter, weit entfernt ihre Gebräuche zu verhöhnen oder gering zu schätzen, im Gegentheil an der Feier Antheil nahmen und ihre Achtung vor den Comanchen an den Tag legten, indem sie einen Platz im Zuge einnahmen.

Treuherz begab sich sofort nach dem Calli des Schwarzen Vogels, vor dessen Eingange man ein Feuer angezündet hatte. Die ganze Familie des Häuptlings kauerte stumm und unbeweglich am Feuer.

Der Schwarze Vogel, der seine feierliche Kriegskleidung trug, ritt sein Schlachtroß und stand an der Spitze von ungefähr zwanzig Kriegern, seinen Verwandten, welche man an den zahlreichen Wolfsschwänzen, die an ihren Fersen befestigt waren, als berühmte und tapfere Krieger erkennen konnte.

Seit dem Augenblicke, wo der Zug auf den großen Platz des Dorfes kam, ritt ein einzelner, finster blickender Reiter über denselben nach der Berathungshütte.

Der Reiter war der Blaue Fuchs.

Beim Anblicke des Zuges spielte ein eigenthümliches Lächeln um seine Lippen und er hielt inne um die Comanchenkrieger vorüber ziehen zu lassen.

„Hütet Euch vor dem Manne," murmelte Ruhig Treuherz ins Ohr; „ich müßte mich sehr irren, wenn seine angebliche Botschaft nicht eine Finte wäre und er auf Verrath sänne."

„Das denke ich auch," antwortete der Jäger. „Die

finstere Miene verkündet nichts Gutes, der Rath ist aber gewarnt und beobachtet ihn genau."

„Ich kenne ihn schon lange, es ist ein durchtriebener Schurke, den ich meinerseits auch nicht aus den Augen verlieren will."

„Hier sind wir aber an unserem Ziele, denken wir daher nur an unser Geschäft."

Treuherz erhob den Arm; auf dieses Zeichen schwieg die Musik, wenn man überhaupt dem abscheulichen Getöse, welches alle jene Instrumente unter den Händen der ungeschickten Musikanten verursachten, einen solchen Namen geben kann.

Die Krieger griffen nach ihren Kriegspfeifen, welchen sie zu drei wiederholten Malen durchdringende unharmonische Töne entlockten.

Ein ähnlicher Ton antwortete ihnen aus der Truppe des Schwarzen Vogels.

Der Zug hielt inne.

Ein freier Raum von ungefähr vierzig Ellen Breite, trennte beide Truppen.

Treuherz und Ruhig betraten allein den freien Raum, tummelten ihre Pferde und schwangen ihre Waffen unter dem jubelnden Beifalle des Volkes, das ihre Geschicklichkeit und ihr stattliches Aussehen bewunderte.

Der Schwarze Vogel und zwei seiner Gefährten trennten sich jetzt von ihrem Gefolge und ließen ihre Pferde den Jägern entgegenspringen.

Die fünf Männer machten in gleicher Entfernung von beiden Truppen Halt.

Treuherz ergriff, nachdem er den Häuptling ehrerbietig gegrüßt hatte, zuerst das Wort:

„Ich sehe, daß mein Vater ein großer Häuptling ist, sein Kopf ist mit der geheiligten Federmütze der Gesellschaft der alten Hunde geschmückt — zahlreiche Hiebe sind auf seiner breiten Brust dargestellt und seine Fersen schleppen so viele Wolfsschwänze, daß sie eine Furche in die Erde graben."

„Mein Vater muß Einer der größten Tapfern vom Stamme der Antilopen-Comanchen sein. Er nenne mir seinen Namen, damit ich mich dessen als eines Häuptlings, der weise im Rath und tapfer und gefährlich im Kampfe ist, erinnere."

Der Häuptling lächelte über die handgreifliche Schmeichelei; er neigte würdevoll den Kopf und antwortete: — „Mein Sohn ist jung und dennoch wohnt Weisheit in ihm; sein Arm ist stark im Kampfe und seine Zunge nicht gespalten: sein Ruf ist bis zu mir gedrungen, seine Brüder nennen ihn Treuherz. Der Schwarze Vogel freut sich ihn zu sehen. Aus welchem Grunde kommt Treuherz mit so zahlreichem Gefolge zu dem Schwarzen Vogel, da das Herz des Häuptlings betrübt und eine Wolke über seinem Geiste ist?"

„Ich weiß, daß der Häuptling betrübt ist," antwortete Treuherz, und kenne die Ursache seiner Trauer; ich komme in Begleitung der Tapfern, welche bei mir

sind, der Seele des Häuptlings die Ruhe wiederzugeben und seine Trauer in Freude zu verwandeln."

„So erkläre sich denn mein Sohn Treuherz bald näher, denn ein Ehrenmann weidet sich, wie er weiß, nicht am Kummer eines Greises."

„Ich weiß es, und werde mich ohne weitere Umschweife aussprechen; mein Vater ist reich, der Wacondah hat ihn stets mit wohlwollendem Blicke betrachtet. Seine Familie ist zahlreich; seine Söhne glänzen bereits als tapfere Krieger, seine Töchter sind schön und tugendhaft. Die eine von ihnen, vielleicht die Schönste, gewiß aber die Geliebteste, ist heute Nacht dem Schwarzen Vogel gewaltsam entführt worden."

„Ja," entgegnete der Häuptling, „ein Comanchen-Krieger hat mir meine Tochter geraubt und ist mit Penoukah-Zeninn in den Wald geflohen."

„Jener Krieger ist der Schwarze Hirsch."

„Der Schwarze Hirsch ist einer der angesehensten Krieger und weisesten Häuptlinge des Stammes; mein Herz flog ihm entgegen. Warum hat er mir mein Kind geraubt?"

„Weil der Schwarze Hirsch die Rehzunge liebt; einem Tapferen steht es frei, sich die Frau, welche ihm gefällt, zu nehmen, überall wo er sie findet, wenn er reich genug ist, um den Vater derselben zu bezahlen; der Schwarze Vogel kann nichts dagegen einwenden."

„Wenn das die Absicht des Schwarzen Hirsches

ist, und er mir ein Lösegeld bietet, wie es ein solcher Krieger einem Häuptling wie ich, schuldig ist und seine Absichten rein sind, ist das vollkommen wahr. Im entgegengesetzten Falle werde ich sein erbittertster Feind sein, weil er mein Vertrauen gemißbraucht und meine Hoffnung vernichtet hat."

„Der Schwarze Vogel übereile sich nicht in seinem Urtheile über meinen Freund: ich bin vom Schwarzen Hirsche beauftragt ihm als Kaufsumme für die Rehzunge ein Lösegeld zu bieten, wie es bisher nur wenige Häuptlinge bekommen haben."

„Worin besteht jenes Lösegeld? Wo ist es?"

„Die Krieger, welche mich begleiten, bringen es mit; ehe ich es meinem Vater aber übergebe, muß ich bemerken, daß er mich nicht aufgefordert hat, im Feuer seines Calli Platz zu nehmen, und mir kein Calumet angeboten hat."

„Mein Sohn wird sich, wenn er seinen Auftrag erfüllt hat, am Feuer meines Calli niederlassen und mein Calumet mit mir theilen."

„Gut, mein Vater soll sogleich zufrieden gestellt werden."

Treuherz wandte sich jetzt zu den Kriegern, welche während obigen Gespräches, dessen Verlauf indianische Etikette genau vorschreibt, stumm und unbeweglich dagestanden hatten, und erhob die Hand.

Mehrere Reiter traten hierauf aus dem Zuge

und stellten sich mit geschwungenen Waffen und ihre Rosse tummelten hinter ihm.

„Das Lösegeld!“ sagte er kurz.

„Einen Augenblick,“ wendete der Schwarze Vogel ein, indem er plötzlich dazwischen trat; „worin besteht jenes Lösegeld?“

„Ihr werdet es gleich sehen,“ sagte Treuherz.

„Das weiß ich wohl, möchte aber vorher darüber aufgeklärt werden.“

„Warum das?“

„Eeah! um es ausschlagen zu können, wenn ich finde, daß es meiner nicht würdig ist.“

„Das habt Ihr nicht zu fürchten.“

„Wohl möglich. Ich bleibe trotzdem bei meinem Verlangen.“

„Wie Ihr wollt!“ entgegnete Treuherz.

Hier sehen wir uns genöthigt, eine Schattenseite des Charakters der Indianer zu entschleiern. Die Rothhäute sind unaussprechlich habgierig und geizig. Der Reichthum ist ihnen das Höchste — nicht der Reichthum wie wir ihn kennen — denn der Werth des Goldes ist ihnen unbekannt. Aber die Pelze, Waffen und Pferde sind bei ihnen die Schätze, deren Werth sie vollkommen zu würdigen wissen. Daher wird der Verkehr der Europäer mit den Eingebornen immer schwieriger, denn da die Indianer sehen, mit welchem Eifer die Pelzhändler den Rauchwaaren nachstreben, haben sie jene Handelsartikel zu einem Preise

heraufgeschraubt, daß es den Händlern fast unmöglich ist, sie zu erwerben.

Inde irae! daher schreibt sich auch größtentheils der Haß der Weißen gegen die Rothhäute, welche die weißen Trapper hetzen, scalpiren und tödten, wo sie sie irgend treffen, um der Concurrenz zu steuern.

Der Schwarze Vogel war ein Indianer aus der alten Zeit, und besaß eine unersättliche Habgier. Der würdige Häuptling hätte gern gewußt, woran er war, ehe er sich zu irgend etwas verpflichtete, und wollte sich überzeugen, ob der Handel wirklich so vortheilhaft wäre, als man es ihm einreden wollte. Deshalb bestand er so hartnäckig darauf, zu sehen, in was das Lösegeld bestehe.

Treuherz kannte seinen Mann genau; ließ sich das Begehr desselben daher weiter nicht anfechten. Er begnügte sich, den Befehl zu geben, daß die Krieger, welche das Lösegeld brachten, kommen sollten.

Letztere gehorchten.

Das wirklich glänzende Lösegeld war schon seit langer Zeit vom Schwarzen Hirsche eingesammelt worden.

Es bestand aus vier tragenden Stuten, vier weiblichen Fohlen, welche noch nicht geworfen hatten, einem dreijährigen Schlachtrosse mit schlanken Beinen und feurigen Augen, vier Flinten nebst zwölf Ladungen Pulver für jede, und vier weißen weiblichen Bisen=

sellen, welche in der Prairie ebenso selten als geschätzt sind.

Als jene Gegenstände dem alten Häuptlinge nach der Reihe überbracht wurden, leuchtete sein Auge zufrieden auf, wurde immer größer und schoß Blitze. Er mußte sich die größte Mühe geben, um bei der Gelegenheit die vorgeschriebene Haltung zu bewahren, und seine Freude in sein Inneres zu verschließen.

Nachdem man ihm alle diese Geschenke überreicht und er Sorge getragen hatte, sie sofort unter den Schutz seiner Freunde und Verwandten zu stellen, ergriff Treuherz das Wort:

„Ist mein Vater zufrieden?“ fragte er.

„Aah!“ rief der alte Häuptling strahlend vor Entzücken aus, „mein Sohn, der Schwarze Hirsch, ist ein Tapferer, der Recht gehabt, sich der Rehzunge zu bemächtigen, denn er hat nur genommen, was ihm gehörte, indem sie in der That sein Eigenthum ist.“

„Wird es mein Vater bezeugen?“ drängte der Jäger.

„Sogleich,“ entgegnete der Häuptling lebhaft, und in Gegenwart aller hier anwesenden Krieger.

„So geschehe es, damit Jedermann wisse, daß der Schwarze Hirsch kein lügenhafter Dieb ist, und Niemand das Recht habe, ihn Lügen zu strafen, wenn er behauptet, daß die Rehzunge sein Weib ist.“

„Also geschehe es,“ antwortete der Schwarze Vogel.

„Gut! mein Vater wird uns folgen.“

„Ich folge Euch.“

Der Schwarze Hirsch nahm jetzt seinen Platz zur Rechten Treuherz'. Die Krieger, welche bei ihm waren, schlossen sich dem Zuge an, und so begaben sich Alle nach der Arche des ersten Menschen.

Der Hachesto erwartete sie am Fuße der Arche, und hielt das Totem des Stammes in der Hand.

Der Zauberer stand vor dem Totem, während zu seinen beiden Seiten zwei der weisesten Sachems des Volkes standen.

„Was wollt Ihr hier?“ sagte der Zauberer zu Treuherz, als dieser mit seinem ganzen Gefolge zwei Schritte vor ihm stehen blieb.

„Wir fordern Gerechtigkeit,“ antwortete der Jäger.

„Redet! Die Gerechtigkeit soll Euch werden, was immer auch für Folgen daraus entstehen mögen. Erwägt Eure Worte aber wohl, ehe Ihr redet, damit Ihr später nicht Ursache habt, Eure Uebereilung zu beklagen.“

„Wir können nur Eins beklagen, daß wir nämlich so lange gezaudert haben, zu Euch zu kommen.“

„Meine Ohren stehen offen.“

„Wir wollen, daß einem Häuptling Gerechtigkeit widerfahre, dessen Rufe man versucht hat zu schaden.“

„Welcher Krieger ist es?“

„Der Schwarze Hirsch.“

„Ist seine Medicin gut?“

„Seine Medicin ist gut.“

„Ist er ein Tapferer?“

„Es ist ein sehr Tapferer."

„Was hat er gethan?"

„Er hat heute Nacht die Rehzunge, die Tochter des hier anwesenden Schwarzen Vogels entführt."

„Gut! hat er ein genügendes Lösegeld gezahlt?"

„Der Schwarze Vogel mag darauf selbst antworten."

„Ja," sagte der alte Häuptling jetzt, „das will ich. Der Schwarze Hirsch ist ein großer Krieger, und hat ein gutes Lösegeld gezahlt."

„Mein Sohn ist also zufrieden?" fragte der Zauberer.

„Ich bin zufrieden."

Es folgte eine Pause. Der Zauberer berieth sich flüsternd mit den Sachem, die ihm als Beistand dienten. Der Zauberer ergriff wieder das Wort.

„Der Schwarze Hirsch ist ein großer Krieger," sagte er mit erhobener Stimme; „ich Mann der Medicin, der ich unter dem Totem des Stammes stehe, erkläre, daß er sich des Rechtes bedient hat, welches allein berühmten Kriegern zusteht, ihr Eigenthum zu nehmen, wo sie es finden. Von Stunde an ist die Rehzunge das Weib des Schwarzen Hirsches, wird ihm seine Speisen bereiten, seine Waffen putzen, seine Lasten tragen und seine Schlachtrosse pflegen. Wer das Gegentheil behauptet, lügt! Der Schwarze Hirsch hat das Recht, die Rehzunge in sein Calli zu führen, ohne daß es Jemand hindern dürfte; und wenn sie ihn hintergeht, hat er das Recht, ihr Nase und Ohren

abzuschneiden. Der Schwarze Vogel wird zwei weibliche Bisonfelle opfern, welche in der Medicinhütte aufgehängt werden sollen."

Bei den letzten Worten schnitt der Schwarze Vogel, obwohl er darauf gefaßt sein mußte, indem die Gesetze über die Heirath genau vorgeschrieben sind, ein böses Gesicht. Es kam ihm hart an, sich von zwei der vier Felle zu trennen, welche er eben erst erhalten hatte. Treuherz kam ihnen aber jetzt zu Hülfe, und mischte sich auf eine Weise ein, die seinem Munde ein Lächeln entlockte.

„Der Schwarze Hirsch liebt die Rehzunge," sagte Treuherz mit lauter Stimme, „und will sie nur sich selbst verdanken. Er wird das Opfer an den Wacondah allein tragen. Nicht zwei, sondern vier weibliche Bisonfelle, sollen in die Medicinhütte gebracht werden." Er winkte, worauf ein Krieger hereinkam, der die Felle über dem Halse seines Pferdes trug. Treuherz nahm sie und reichte sie dem Zauberer, indem er sagte:

„Mein Vater nehme diese Felle an! er wird sie so anzuwenden wissen, wie es dem Herrn des Lebens am angenehmsten ist."

Bei diesem unerwarteten Zuge der Großmuth erhoben die Anwesenden ein Freudengeschrei und klatschten in die Hände. Die Hörner, Trommeln und Chichikoués begannen wieder ihr höllisches Concert, und der Zug setzte sich wieder nach dem Calli des Schwarzen Vogels in Bewegung.

Der alte Häuptling wußte zu gut, was er sich selbst schuldig sei, und wie er den neuen Schwiegersohn ehren müsse, um sich, trotz seines Geizes, nicht mit einigem Glanze zu zeigen.

Sobald der Zug vor seinem Calli stand, sagte er mit lauter Stimme:

„Meine Brüder und Freunde, ehrt das Hochzeitsmahl durch Eure Gegenwart; es wird mich freuen, wenn Ihr an demselben Theil nehmen wollt. Ich bin überzeugt, daß mein Sohn, der Schwarze Hirsch, kommen wird, um dem Familienfeste durch seine Gegenwart, die rechte Bedeutung zu geben.“

Kaum hatte er jene Worte gesprochen, als sich ein lautes Geräusch erhob. Die Menge wich zurück, trennte sich gewaltsam und ließ einen Reiter durch, der mit verhängtem Zügel herangesprengt kam.

Derselbe trug eine Frau vor sich auf dem Pferde, und führte eine Stute am Zügel.

Beim Anblicke des Reiters verdoppelte sich das Lärmen und das Jubelgeschrei. Jedermann hatte den Schwarzen Hirsch erkannt.

Er war es wirklich, der herbeikam, um die letzte Feier zu vollziehen, welche die Etikette vorschreibt.

Vor dem Calli angelangt, sprang er mit einem Satze vom Pferde; zog dann, ohne ein Wort zu reden, sein Rasirmesser aus der Scheide und stach es der Stute in den Hals.

Das arme Thier wieherte vor Schmerz auf, bebte

an allen Gliedern und brach zusammen. Jetzt warf es der Häuptling auf den Rücken, schnitt ihm die Brust auf und riß das noch zuckende Herz heraus. Er berührte die Stirne der Rehzunge mit demselben, indem er in festem, vernehmlichen Tone sagte:

„Jenes Weib gehört mir, wehe demjenigen, der sie anrührt.“

„Ich gehöre ihm,“ sagte die junge Frau.

Bei diesen letzten Worten, wollte der Jubel nicht enden.

Die gesetzliche Feierlichkeit war nun vollzogen. Der Schwarze Hirsch und die Rehzunge waren nach den Vorschriften des Gesetzes der Comanchen getraut. Jedermann stieg vom Pferde, worauf das Hochzeitsmahl begann.

Die Weißen, welche kein Verlangen trugen an der Mahlzeit, die größtentheils aus Hunde- und Pferdefleisch und gekochter Milch besteht, Theil zu nehmen, traten bei Seite und wollten sich unbemerkt entfernen. Unglücklicher Weise wurden sie vom Schwarzen Vogel und vom Schwarzen Hirsche beobachtet, welche Ihnen den Weg vertraten; sie mußten gute Miene zum bösem Spiel machen, und sich zur Tafel setzen.

Ruhig, Treuherz und ihre Gefährten schickten sich mit Fassung in's Unabänderliche, und aßen oder schienen ebenso begierig zu essen, wie die übrigen Gäste.

Die Mahlzeit dauerte bis spät in den Tag hinein. Die Comanchen trinken keine geistigen Getränke,

haben sich daher nicht vor der Trunkenheit zu fürchten; aber sie sind, wie überhaupt alle Indianer, unerhört gefräßig, und essen bis sie buchstäblich nicht mehr können.

Die Weißen hatten Mühe, sich der meisten Speisen zu erwehren, welche ziemlich verdächtig aussahen, und die man ihnen, um sie zu ehren, fortwährend anbot. Vermöge ihrer genauen Kenntniß der indianischen Gebräuche gelang es ihnen indessen die meisten Aufforderungen abzulehnen und das Ende der homerischen Mahlzeit wohlbehalten zu erleben.

In dem Augenblicke, wo sich Treuherz und Ruhig erhoben um sich zu entfernen, trat der Schwarze Hirsch zu ihnen.

„Wohin gehen meine Brüder?" fragte er.

„Nach meinem Calli," antwortete Treuherz.

„Gut! Der Schwarze Hirsch wird bald nachkommen. Er hat wichtige Dinge mit seinen Brüdern zu reden."

„Mein Bruder mag bei seinen Freunden bleiben, morgen ist auch noch Zeit."

Der Häuptling runzelte die Braunen.

„Mein Bruder Treuherz mag sich vorsehen," sagte er: „ich habe ihm Dinge von der höchsten Wichtigkeit mitzutheilen."

Dem Jäger fiel die besorgte Miene des Häuptlings unwillkürlich auf, und er blickte ihn theilnehmend an.

„Was fehlt Euch?" fragte er.

„Mein Bruder soll es in einer Stunde erfahren."

„So kommt denn, Häuptling, ich werde Euch in meinem Calli erwarten.“

„Der Schwarze Hirsch wird kommen.“

Der Häuptling legte hierauf den Zeigefinger an den Mund, und entfernte sich, während die Jäger in ernsten Gedanken nach Hause gingen.

Zweites Kapitel.

Die Wiederauferstehung.

Wir sind jetzt gezwungen einige Schritte zurückzugehen, um zu einer Hauptperson gegenwärtiger Erzählung zurückzukehren, die wir nur zu lange vernachlässigt haben. Wir meinen nämlich den weißen Scalpjäger.

Der Leser wird sich ohne Zweifel erinnern, daß der furchtbare Kampf zwischen Ruhig und dem Scalpjäger, auf dem Meere fortgesetzt wurde, in dessen Tiefe der zornige Greis, gefolgt von dem Neger, gestürzt war.

Quoniam hatte dem Canadier die Nachricht von dem Tode seines Feindes zuerst schnell hinterbracht; der Neger war allerdings von der Wahrheit seiner Aussage überzeugt und glaubte den Feind wirklich getödtet zu haben, der letzte Dolchstich, den Quoniam dem Alten versetzt hatte, war tief in die Brust desselben gedrungen; die Wunde war so gefährlich, daß der Widerstand des Scalpjägers dadurch sofort gebrochen wurde; er schloß die Augen, seine Glieder erschlafften

und ließen den Feind los, den er krampfhaft umfaßt hielt, worauf ihn die Wellen, wie einen leblosen Körper hin und her warfen.

Der gänzlich erschöpfte und halb erstickte Neger war, in der Ueberzeugung, seinen Feind getödtet zu haben, eiligst auf das Verdeck zurückgekehrt.

Dem war indessen nicht so. Der Scalpjäger war nur besinnungslos und wurde von einem mexikanischen Fahrzeuge aufgefangen.

Als dasselbe aber an der Küste anlangte und die Mannschaft die schweren Wunden, die tödtliche Blässe und starre Unbeweglichkeit des Unbekannten sah, hielten sie ihn ebenfalls für todt und warfen die vermeintliche Leiche wieder in's Wasser.

Glücklicher Weise für den Scalpjäger, landete das Boot in dem Augenblicke, wo man sich dazu entschlossen hatte, so daß der vom Wasser gehobene und getragene Körper langsam auf den Sand gespült wurde.

Entweder durch die Frische der Nacht, oder durch die wiegende Bewegung, welche die Wellen dem untern Theile seines Körpers mittheilten, oder aus irgend einem andern Grunde regte sich der Greis nach Verlauf einer Stunde, ein Seufzer entrang sich seiner Brust und einige unwillkürliche Bewegungen, die er machte um eine andre Stellung anzunehmen, bewiesen deutlich, daß der kräftige Organismus gegen den Tod ankämpfe und ihn überwinden werde.

Endlich schlug der Verwundete die Augen auf, aber

dichte Finsterniß umgab ihn wie ein Leichentuch. Auf der andern Seite empfand er, in Folge des hartnäckigen Kampfes, den er bestanden, und des bedeutenden Blutverlustes, den er in Folge seiner Wunde erlitten hatte, eine so große körperliche und geistige Mattigkeit, daß es ihm unmöglich war, weder zu erkennen, wo er sich befand, noch sich zu erinnern, wie er dahin gekommen war.

Vergebens bemühte er sich seine Gedanken zu ordnen und seine Erinnerung herauf zu beschwören; die Erschütterung war zu heftig, der Schlag zu hart gewesen, und trotz aller Anstrengung wollte es ihm nicht gelingen sein klares Bewußtsein wieder zu erlangen.

Er sah sich allein, verwundet und verlassen an der Meeresküste liegen, und begriff wie dunkel und schrecklich seine Lage sei; aber kein Licht wollte in seinem Innern tagen, um ihn aus dem schrecklichen Loos zu helfen.

Die Ohnmacht, in welcher er sich befand, erzürnte ihn gegen sich selbst, doch blieb es ihm unmöglich, sich auf irgend eine Weise zu helfen, oder auch nur sich wenige Ellen von der gähnenden Tiefe zu entfernen, an deren Rande er lag, und die ihn nothwendig verschlingen mußte, wenn seine Kräfte schwächer waren als sein Wille und seine Anstrengungen nicht unterstützten.

Da entspann sich an der öden Küste ein innerlicher furchtbarer obwohl stummer Kampf, dessen erschütternder Verlauf dem wahnsinnigen Ringen eines halbtodten Menschen, der sich an das fliehende Leben klammerte,

galt. Mit wilder Entschlossenheit stemmte er sich gegen den Tod, dessen unerbittliche Hand schwer auf ihm lag.

Die geringste Bewegung, die der Scalpjäger machte, verursachte ihm furchtbare Schmerzen, sowohl, wegen der zahlreichen, mit Sand und Kies angefüllten Wunden, als weil er innerlich erkennen mußte, daß seine Mühe vergebens und er, wenn kein Wunder geschähe, verloren sei.

Jenes Wunder, was der Unglückliche nicht zu hoffen wagte, was seine Gedanken nicht einmal zu fassen vermochten, war die Vorsehung gesonnen, zu seinen Gunsten geschehen zu lassen; sie, deren Wege unerforschlich sind, und die einen Sünder nur deßhalb zu retten scheint, um ihn desto empfindlicher zu strafen, sollte in dem Augenblicke ein Wunder thun, wo er, an Kräften und Muth erschöpft, matt auf den Sand zurücksank und entschlossen war, dem unvermeidlichen Tode ruhig entgegen zu gehen.

Die Texaner hatten mehrere Abtheilungen Freischützen längs der Küste aufgestellt, um die Bewegungen der mexikanischen Kreuzer zu beobachten.

Jene Truppen standen sämmtlich mit einander in Verbindung und konnten sich rasch, im Falle der Noth, von einem Punkte zum andern begeben. Zufällig war der Körper des weißen Scalpjägers, als er von den Wellen an's Land gespielt wurde, in die Nähe eines geräumigen Rancho gerathen, der sich wenige Schritte vom Meere erhob, und in welchem sich in

derselben Nacht, in der Voraussicht der bevorstehenden Ereignisse, die angesehnsten und einflußreichsten Insurgentenführer versammelt hatten.

Die nächste Umgebung des Rancho wurde daher sorgfältig bewacht, und zahlreiche Patrouillen streiften in der Nähe umher, um sich zu überzeugen, daß den Anführern keine Gefahr drohe.

Eine jener Patrouillen hatte die mexikanischen Boote landen sehen und sich schnell an Ort und Stelle begeben, um sie zu zwingen sich zu entfernen, was ihnen ohne Mühe gelang, indem die Mexikaner kein Verlangen trugen den Kampf mit einem Feinde zu erneuern, dessen Zahl und Stärke sie nicht kannten, und von welchem sie nicht ohne Grund voraussetzten, daß er mit den Rebellen in Verbindung stehe, mit denen sie sich eben geschlagen hatten.

Der erste, welcher den Körper des Scalpjägers fand, rief seine Gefährten herbei, und bald standen zwanzig Menschen um den Verwundeten.

Im ersten Augenblicke hielten sie ihn für todt.

Der Scalpjäger hörte Alles was neben ihm gesprochen wurde, ohne im Stande zu sein ein Glied zu rühren, oder ein Wort zu sprechen.

Eine Zeit lang schwebte er in der tödtlichsten Angst; einer der Freischützen hatte sich nämlich über ihn geneigt, ihn genau betrachtet und, indem er sich wieder aufrichtete, gelassen gesagt:

„Der arme Teufel ist todt, wir haben Nichts

weiter zu thun, als ein Grab in den Sand zu graben und ihn einzuscharren, damit die Coijoden und die Geier seinen Leichnam nicht zerfleischen."

Bei diesem in vollkommen ruhigem und gleichgültigem Tone hingeworfenen Ausspruche, als ob es das einfachste und natürlichste Ding von der Welt sei, fühlte der Scalpjäger den kalten Schweiß aus seinen Poren dringen, während ein Schauer seine Glieder schüttelte. Er machte eine gewaltige Anstrengung um zu sprechen, aber vergebens; er befand sich in jenem fast leblosen Zustande, wo der Geist zwar sein Fassungsvermögen behält, der Körper aber nur eine starre, unempfindliche Masse scheint, die dem Impulse des Willens nicht mehr gehorcht.

„Halt!" sagte ein andrer Schütze, dazwischentretend, indem er diejenigen, welche sich anschickten Steine zusammen zu suchen, durch eine Handbewegung zurückhielt, „übereilt Euch nicht so sehr. Der Unglückliche ist ein Geschöpf, das nach dem Ebenbilde Gottes gemacht ist, und obwohl er sich in einem jämmerlichen Zustande befindet, ist doch vielleicht noch etwas Leben in ihm. Wir können ihn immer noch verscharren, wenn wir uns überzeugt haben, daß er wirklich todt ist; vorher aber wollen wir sehen, ob wir ihm nicht mehr helfen können."

Jene Worte wirkten wie ein wohlthuender Balsam auf den Verwundeten; unglücklicher Weise war es ihm

auch jetzt eben so wenig möglich seine Freude an den Tag zu legen, als vorher seinen Schrecken.

„Bah!“ entgegnete der erste Sprecher „daran erkennt man Fray Antonio! wenn man ihm glauben wollte, so wären alle Todten nur verwundet, und wir müßten unsere kostbare Zeit damit verlieren, vergebliche Belebungsversuche mit ihnen anzustellen. Da uns indessen gegenwärtig die Zeit nicht drängt, bin ich es zufrieden einen Versuch mit diesem hier zu machen, obwohl er mir völlig todt zu sein scheint.“

„Gleichviel!“ antwortete Fray Antonio, „versuchen wir immerhin unser Heil.“

„Wohlan, ich bin es zufrieden,“ sagte jener achselzuckend.

„Vor allen Dingen müssen wir ihn hier wegschaffen. Wenn er auf dem Trocknen liegen und nicht mehr Gefahr laufen wird, von den Wellen fortgespült zu werden, werden wir zusehen was uns zu thun übrig bleibt.“

Der Verwundete wurde von vier Männern augenblicklich aufgehoben und behutsam eine Strecke weiter auf's Trockne gebracht, wohin das Meer unmöglich reichen konnte.

Der würdige Mönch griff nach einer großen Flasche mit Rum, öffnete sie, und nachdem er einen Jeden belehrt, das heißt, den Einen angewiesen hatte ihm die Schläfe, den Andern die Handgelenke, und den Dritten die Herzgrube des Verwundeten damit einzu-

reiben, neigte er sich selbst zu ihm, öffnete ihm mit der Klinge seines Dolches den krampfhaft geschlossenen Mund und goß ihm ein reichliches Glas Rum in den Hals.

Der Erfolg jener Behandlung ließ nicht lange auf sich warten. Nach wenigen Secunden fing der Verwundete an sich zu regen, öffnete halb die Augen und stieß einen Seufzer der Befriedigung aus.

„Oho!“ lachte Fray Antonio, „was sagt Ihr dazu No Ruperto? Ist es nicht, als ob Eure Leiche wieder Leben bekäme, was?“

„So ist es auf Ehre,“ antwortete Jener lachend, „der Bursche kann wahrlich behaupten, daß ihm die Seele fest in den Leib genietet ist, und wenn er zu sich kommt, wofür ich indessen noch keineswegs stehen will, kann er sich rühmen vom Rande des Grabes zurückgekehrt zu sein.

Man setzte unterdessen die Reibung ununterbrochen fort; die Circulation des Blutes stellte sich sichtlich wieder ein; das Auge des Scalpjägers blickte weniger starr, seine straffen Züge erweichten sich und nahmen einen Ausdruck des Behagens an.

„Fühlt Ihr Euch wohler?“ fragte der Mönch theilnehmend.

„Ja,“ antwortete er zwar matt, aber vollkommen verständlich.

„Desto besser! Mit Gottes Hülfe werden wir Euch wieder herstellen.“

Seltsamer Weise hatte der Mönch den Mann, der ihm selbst vor wenigen Monaten das Leben gerettet hatte, noch nicht wieder erkannt.

Die Wunden des Kranken wurden mit einer Mischung von Wasser und Rum ausgewaschen und von dem darin enthaltenen Sande und Kies gereinigt; hierauf verband man sie mit zerstoßenen Oregano-Blättern, welche gegen Wunden ein sehr wirksames Mittel sind, und legte noch einen festen Verband darüber.

„So!" sagte der Mönch mit zufriedener Miene, „das wäre besorgt. Jetzt will ich Euch an einen Ort schaffen lassen, wo Ihr die Ruhe, der Ihr dringend bedürft, ungestörter genießen könnt, wie hier."

„Thut mit mir nach Gefallen," antwortete der Verwundete mühsam; „ich bin Euch zu viel Dank schuldig, um das Geringste einwenden zu können.

„Und zwar um so mehr," bemerkte Ruperto lachend, „als es Euch auch gar nichts nützen würde; denn da sich der ehrwürdige Vater Eurer Behandlung unterzogen hat, müßt Ihr seine Vorschriften befolgen; Ihr möget wollen oder nicht."

Auf einen Wink Fray Antonio's nahmen vier stämmige Burschen den Verwundeten in ihre Arme, und schafften ihn nach dem Rancho.

Der Oberst Melendez sah sie dort eintreten, als er zufällig selbst in die Nähe des Rancho gerieth, und eine Zeit lang belauschte und beobachtete, was im Innern desselben vorging.

Der Rancho gehörte einem reichen Texanischen Haciendero, einem treuen Anhänger der Revolution und der sich glücklich schätzte, einen Zufluchtsort zur Verfügung seiner Vorgesetzten stellen zu können, den er früher zu seinem Vergnügen hatte erbauen lassen.

Jenes angenehm gelegene, geräumige und gut gehaltene Haus, war nicht nur mit allen Nothwendigkeiten des Lebens, sondern auch mit jenen tausend kostspieligen Luxusgegenständen ausgestattet, welche man überein gekommen ist, als nothwendige Bedingungen einer behaglichen Wohnung zu betrachten und die dem Wohlhabenden, in Folge langjähriger Gewohnheit, wirklich unentbehrlich sind.

Die Anführer waren anfangs nichts weniger als erfreut, daß ihnen Fray Antonio ohne Zustände einen unbekannten Verwundeten in's Haus brachte. Als sie aber sahen, in welchem beklagenswerthen Zustande sich der Unglückliche befand, wendeten sie nichts mehr ein und stellten dem Mönch frei, ihn unterzubringen, wie er es am passendsten fände.

Fray Antonio ließ es sich nicht zweimal sagen. Mit Hülfe des Herrn des Hauses schaffte er den Verwundeten in ein geräumiges, luftiges Zimmer, dessen Fenster auf das Meer gingen, und wo der Scalpjäger alle Bedingungen einer gesunden Wohnung vereinigt fand.

Sobald man den Verwundeten auf ein für ihn bereitetes Lager gelegt hatte, denn in jenem heißen

Lande pflegen die Einwohner entweder auf Matten oder Hängematten zu schlafen, reichte der Mönch seinem Patienten einen Schlaftrunk und redete ihm zu, ihn zu nehmen. Die Wirkung jenes Trankes war eine fast augenblickliche; einige Augenblicke, nachdem ihn der Scalpjäger getrunken hatte, verfiel er in einen ruhigen erquickenden Schlaf.

Die Nacht verstrich ohne weitere Ereignisse. Der Verwundete schlief acht Stunden in einem Zuge; als er aus seinem Schlafe erwachte, fühlte er sich gestärkt, munter, wohl aufgelegt, mit einem Worte ein andrer Mensch. Es vergingen noch einige Tage, während welcher ihn Fray Antonio eben so aufmerksam als liebevoll pflegte.

Hatte der Mönch auch den weißen Scalpjäger nicht gleich auf den ersten Blick erkannt, so kehrte doch seine Erinnerung bald zurück. Als er den Mann, dessen Aeußres wirklich etwas Auffallendes hatte, bei Tageslicht genauer betrachtete, stand die Vergangenheit lebhaft vor ihm, und er erkannte den Jäger, der in den Prairien von den Rothhäuten und selbst von den Weißen allgemein gefürchtet war, und welchem er unter seltsamen Umständen das eigene Leben verdankte. Er freute sich, daß ihm der Zufall Gelegenheit bot, seine Schuld abzutragen. Da aber der Verwundete sich der Vergangenheit entweder nicht entsinnen wollte, oder sie wirklich vergessen hatte, verschwieg der Mönch seine Entdeckung und fuhr fort den Verwundeten zu pflegen,

ohne durch ein Wort zu verrathen, daß er ihn erkannt habe.

Dabei blieb es bis zu dem Tage, wo die Schlacht am Cerro Pardo geschlagen wurde.

Als Fray Antonio gewohnter Maaßen des Morgens in das Zimmer des Kranken trat, dessen Herstellung, in Folge der Heilkräfte der Oreganoblätter, rasche Fortschritte machte, fand er die Wunden nicht nur fast ganz vernarbt, sondern die Kräfte kehrten wieder und er befand sich auf dem besten Wege der Besserung.

„Compadre," sagte der Mönch, „ich habe für Euch Alles gethan, was in meinen Kräften stand; Ihr werdet mir gewiß die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu gestehen, daß ich Euch gepflegt habe, wie einen Bruder."

„Ich spreche Euch meinen herzlichen Dank dafür aus," antwortete der Verwundete, indem er ihm die Hand reichte.

„Ich danke Euch," sagte Fray Antonio, indem er die dargereichte Hand ergriff. „Heute komme ich, Euch eine schlimme Nachricht mitzutheilen."

„Eine schlimme Nachricht?" entgegnete Jener verwundert.

„Die Nachricht ist vielleicht im Grunde nicht so schlimm, was ich aber, offen gestanden, nicht glaube, ich erwarte von dem, was wir vorhaben, nichts Gutes."

„Ich bekenne, daß ich Euch nicht verstehe, ich würde

Euch sehr verbunden sein, wenn Ihr deutlicher reden wolltet."

„Gewiß! ich vergaß, daß Ihr keine Ahnung habt von dem, was geschehen ist. Ich will es Euch kurz in wenigen Worten sagen. Die Armee hat heute früh Befehl erhalten vorzugehen."

„Weiter?" fragte der Verwundete.

„Ich sehe mich daher," fuhr der Mönch mit einem muthwilligen Lächeln fort, „zu meinem Bedauern gezwungen, Euch zu verlassen."

„So!" entgegnete der Scalpjäger etwas beklommen.

„Wir müßten denn, was ich kaum zu hoffen wage, die Mexicaner schlagen, in welchem Falle Ihr darauf rechnen könnt, mich wieder zu sehen."

Der Verwundete schien über die verlassene Lage, welche ihm drohte, immer besorgter zu werden.

„Seid Ihr nur deßhalb gekommen, um mir das zu sagen?" fragte er.

„Nein," entgegnete der Mönch, „ich wollte Euch einen Vorschlag thun."

„Welchen?" fragte er rasch.

„Hört! Ich habe Euch in einem fast verzweifelten Zustande aufgenommen."

„Das ist wahr, und ich erkenne es an."

„Obwohl man mir gesagt hat," fuhr Fray Antonio fort, „daß Ihr die Wunden, welche Ihr an Euch tragt, im Kampfe gegen uns erhalten habt, — und einige der Unsrigen, die seit einigen Tagen hier sind, versichern,

daß sie dessen gewiß sind, — habe ich ihren Worten doch nicht glauben wollen. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber seitdem ich Euch pflege, fange ich an, mit Recht oder Unrecht, Antheil an Euch zu nehmen, und ich wünsche nicht, daß die so glücklich begonnene Heilung scheitre. Ich schlage Euch daher folgendes vor: Ungefähr hundert Meilen von dem Orte, wo wir uns hier befinden, liegt eine Niederlassung von Weißen und Halbindianern, über welche ich eine Zeitlang bedeutenden Einfluß hatte. Ich schmeichle mir, daß ich noch nicht gänzlich vergessen bin, und daß Jemand, den ich hinschicke, gut aufgenommen werden würde. Wollt Ihr dorthin? Es ist ein Ausweg."

„Wie würde ich in meinem schwachen hülflosen Zustande eine solche Reise überstehen können?"

„Macht Euch deshalb keine Sorge. Vier Männer, welche mir ergeben sind, sollen Euch zu meinen alten Freunden bringen."

„Ja, wenn das der Fall ist," entgegnete der Scalpjäger lebhaft, „so nehme ich den Vorschlag mit Freuden an! Und sollte ich unterwegs erliegen, so ist es mir immer noch lieber als hier zu bleiben."

„Ich hoffe, daß Ihr nicht umkommen werdet, sondern wohlbehalten anlangt. Ihr seid also einverstanden und nehmt meinen Vorschlag an?"

„Mit dem größten Vergnügen. Wann brechen wir auf?"

„Sogleich, wir haben keinen Augenblick zu verlieren."

„Gut, ertheilt die nöthigen Befehle, ich bin bereit.“

„Ich muß Euch aber darauf aufmerksam machen, daß die Menschen, zu welchen ich Euch schicke, so zu sagen, weder Gott noch Gebot kennen und kein gar zu strenges Urtheil vertragen.“

„Gleichviel! Und wenn es Prairie-Piraten wären, so kann ich versichern, daß es mich wenig kümmern würde.“

„Recht so. Ich sehe, daß wir uns verstehen, denn jene würdigen Leute pfuschen, wie ich glaube, ein wenig in alle Handwerke.“

„Schon gut,“ entgegnete der Scalpjäger munter, „macht Euch deshalb keine Sorge.“

„So haltet Euch zur Abreise bereit, ich werde in höchstens zehn Minuten wieder da sein.“

Nach den letzten Worten entfernte sich der Mönch. Der Greis, dessen Vorbereitungen nicht viel Zeit erforderten, war bald reisefertig.

Der Mönch kam, wie er schon verkündet hatte, nach kaum zehn Minuten wieder. Vier Männer folgten ihm. Unter denselben befand sich Ruperto, derselbe, welcher, wie man sich erinnern wird, vorgeschlagen hatte, den Verwundeten zu begraben.

Der Kranke war noch sehr schwach und nicht im Stande, weder zu gehen, noch auf's Pferd zu steigen.

Der Mönch hatte diesem Uebelstande nach Kräften abgeholfen, indem er für den Verwundeten eine Art Tragbahre bereiten ließ, die von zwei Maulthieren getragen wurde, und auf welcher er in liegender Stel-

lung bleiben konnte. Jenes Transportmittel war allerdings eben so schwerfällig, als unbequem, besonders für die Führer und auf Wegen, wie diejenigen, die sie zu passiren hatten. Es war aber das einzige mögliche Auskunftsmittel und man mußte zum bösen Spiele gute Miene machen und sich damit begnügen.

Man brachte den Verwundeten auf die Bahre und bettete ihn so bequem, wie möglich.

„Jetzt geht mit Gott," sagte der Mönch. „Macht Euch keine unnöthige Sorge. Ruperto ist von mir unterrichtet, und ich kenne ihn hinreichend, um überzeugt zu sein, daß er auf keinen Fall von meinen Befehlen abgehen wird. Ihr könnt Euch mithin auf ihn verlassen. Lebt wohl?"

Nachdem Fray Antonio dem Verwundeten die Hand gereicht, schickte er sich an, ihn zu verlassen.

„Einen Augenblick!" sagte der Greis, indem er ihn bei der Hand fest hielt. „Ich möchte Euch noch ein Wort sagen."

„Redet, faßt Euch aber kurz. Ich habe dringende Gründe, um zu wünschen, daß Eure Abreise nicht verzögert werde; bald wird man Verwundete hierher bringen, die bis jetzt in der Festung gelegen haben, und die Ihr wahrscheinlich keineswegs erfreut sein würdet, wieder zu sehen."

„Ich glaube zu verstehen, was Ihr meint, und auf wen Ihr anspielt, doch handelt es sich gegenwärtig nicht darum. Ich will Euch, ehe wir uns trennen,

um uns vielleicht nie wieder zu sehen, die Dankbarkeit aussprechen, welche mir Euer Benehmen gegen mich einflößt, und welche um so lebhafter ist, als ich überzeugt bin, daß Ihr mich erkannt habt."

„Und wenn es der Fall wäre?"

„So hättet Ihr nur ein Wort zu sagen gebraucht, um mich in die Hände meiner erbittertsten Feinde zu liefern, und doch habt Ihr jenes Wort nicht gesprochen!"

„Nein, gewiß nicht! Gesetzt den Fall, daß ich Euch, wie Ihr zu glauben scheint, erkannt hätte, habe ich doch nur eine alte Schuld gegen Euch abgetragen."

Die Gesichtsmuskeln des Alten zuckten, sein Auge wurde feucht, er drückte die Hand des Mönchs, die er noch in der seinigen hielt mit Wärme und sagte in bewegtem, gerührtem Tone:

„Ich danke Euch! Eure Wohlthat soll nicht verloren sein; die jüngsten Ereignisse haben meine Ansichten über Manches umgestimmt, und Ihr sollt nie zu beklagen haben, daß Ihr mir das Leben gerettet."

„Ich will es hoffen, geht, geht jetzt und Gott befohlen!"

„Auf Wiedersehen!"

„Quien sabe? — Wer weiß?" murmelte der Mönch; indem er den Führern winkte.

Letztere trieben ihre Maulthiere an und die Trage setzte sich in Bewegung.

Kaum eine Stunde nach seiner Abreise begegnete er

einen bedeckten Karren auf seinem Wege. Ruhig befand sich in demselben.

Sie strichen an einander vorüber, ohne sich zu sehen.

Der Mönch hatte in Hinsicht auf Ruperto vollkommen wahr gesprochen. Der ehrenwerthe Abenteurer zeigte sich sehr aufmerksam gegen den Kranken, wachte sorgfältig über ihn und suchte ihm die Beschwerden der Reise zu erleichtern.

Unglücklicher Weise mußte die kleine Caravane durch ein gänzlich unangebautes Gebiet wandern, wo es nicht nur keine Straßen gab, sondern sich die Führer häufig mit der Axt Bahn brechen mußten.

Die Trage bewegte sich nur mühselig und mit unsäglicher Schwierigkeit über abscheuliche Wege und trotz der größten Aufmerksamkeit, verursachten die Stöße und Springe der Maulthiere, dem Verwundeten die furchtbarsten Schmerzen.

Ruperto reiste, um den Kranken nicht zu ermüden, nur früh oder während der Nacht, um den heißen Strahlen der Sonne zu entgehen.

Sie waren bereits vierzehn Tage unterwegs. Die Gegend wurde immer wilder, der Boden stieg allmählich an, die Landschaft gewann ein öderes und verlassenеres Aussehen, die Urwälder traten immer näher, und an der immer steileren Steigung erkannte man, daß die Ausläufer des hohen Gebirges nicht fern sein konnten.

Eines Abends hatte die kleine Truppe ihr Nachtlager am Ufer eines ziemlich rasch fließenden Gewässers, eines unbekannten Nebenflusses des Arkansas, aufgeschlagen. Der Scalpjäger fühlte sich trotz der Entbehrungen und Beschwerden, die er seit seiner Abreise vom Rancho fortwährend ertragen hatte, mit jedem Tage kräftiger und fragte seinen Führer, was er bisher aus Zartgefühl unterlassen hatte, wie viele Tage die Reise noch dauern würde.

Ruperto lächelte schlau über die Frage.

„Unsere Reise ist bereits seit vier Tagen beendet," sagte er.

„Wie? was wollt Ihr damit sagen!" rief der Scalpjäger verwundert aus.

„Die Leute, welche wir aufsuchen, lieben es nicht unerwarteten Besuch zu bekommen; die Ueberraschungen gefallen ihnen nicht. Um einem Mißverständnisse zu begegnen, das unter alten Freunden stets unangenehm ist, habe ich mich des einzigen Mittels bedient, das mir zu Gebote stand."

„Welches Mittel ist das?"

„Es ist sehr einfach, hört nur! Seht unser Lager an. Ist das die Art und Weise, wie man in der Wildniß verfährt? Statt auf einer Anhöhe zu lagern, haben wir eine Trinkstätte der Raubthiere gewählt und statt unsichtbar zu sein, ist der Rauch unseres Lagerfeuers auf eine weite Strecke zu erkennen. Könnt

Ihr aus allen diesen vorsätzlichen Unvorsichtigkeiten keinen Schluß ziehen?"

„Aha!" entgegnete der Greis, „Ihr wollt Euch von Euren Freunden überfallen lassen!"

„Richtig! Auf diese Weise findet das Wiedererkennen am leichtesten statt. Und seht! wenn ich nicht irre, bekommen wir Besuch."

Die Aeste eines angrenzenden Gebüsches wurden in der That jetzt zurückgebogen, und mehrere Männer stürzten mit dem Machete in der einen und dem Rifle in der andern Hand, in das Lager.

Drittes Kapitel.

Die Prairie-Piraten.

Der weiße Scalpjäger erbebte unmerklich, bei der plötzlichen Erscheinung der Fremden; er hatte aber Gewalt genug über sich, um den Anschein jener Kaltblütigkeit und Gelassenheit zu bewahren, in welcher die Indianer und Waldläufer eine Ehre suchen. Er behielt die nachlässige Stellung bei, die er angenommen hatte, und, obwohl er die Neuangekommenen nur mit zerstreuten Blicken zu betrachten schien, musterte er sie doch sehr genau.

Es waren deren wenigstens zwanzig, denn sie drangen von allen Seiten zugleich in das Lager und hatten die Reisenden im Nu eingeschlossen.

Jene Männer trugen größtentheils das Jagdhemd und die Fuchspelzmütze der Trapper, und ihr starkes, kräftiges Aussehen, verbunden mit ihrer finstern Miene, war nicht geeignet, Vertrauen zu erwecken. Ueberdies waren sie von Kopf bis Fuß bewaffnet und nicht nur

mit dem Rifle und Machete, sondern auch mit dem bei den Indianern gebräuchlichen Scalpirmesser und Tomahawk versehen.

Derjenige, welcher der Anführer der Gesellschaft zu sein schien, war ein Mann von höchstens fünfunddreißig Jahren, dessen Gestalt hoch gewachsen, ebenmäßig und wohlgebildet war. Seine breite Stirn, seine schwarzen Augen, seine gerade Nase und sein großer Mund verliehen ihm eine ansprechende Miene, die auf den ersten Blick für ihn einnahm, obwohl man bei genauerer Betrachtung bald bemerkte, daß sein Blick lauernd und falsch sei, und ein höhnisches Lächeln fortwährend um seine schmalen Lippen spielte. Dichtes, schwarzes Haar umwallte sein Gesicht, und bedeckte in wirren Locken seine Schultern; während sein voller, langer Bart, in Folge seines unsteten und abenteuerlichen Lebens, bereits einige Silberfäden zeigte.

Die vier texanischen Abenteurer rührten sich nicht.

Der Anführer der Bande betrachtete sie eine Zeit lang, indem er sich mit übereinander gekreuzten Händen auf den Lauf seines Rifle, dessen Kolben auf der Erde ruhte, stützte. Endlich warf er, wie es seine Gewohnheit war, sein Haar zurück und wandte sich zu Ruperto, mit den Worten:

„Sieh da! Compadre, streift Ihr auch hier umher? welcher günstige Wind hat Euch hergeweht?“

„Der Wunsch Euch wieder zu sehen, Compadre,“ antwortete Jener, indem er gelassen Feuer schlug, um

seine Cigarette anzubrennen, die er eben fertig gedreht hatte.

„Bah! weiter nichts?“ fragte der Unbekannte.

„Welchen andern Grund sollte ich haben, Meister Sandoval?“

„Wer weiß?“ entgegnete Jener kopfschüttelnd, „das Leben bringt so seltsame Nothwendigkeiten mit sich.“

„Dieses Mal irrt Ihr Euch. Kein unangenehmer Vorfall hat mich genöthigt, Euch zu besuchen.“

„Das klingt immer sonderbarer. Ihr seid also rein aus eignem Antriebe, ohne besondere Veranlassung hergekommen?“

„Das behaupte ich nicht, denn mein Besuch hat natürlich einen Zweck. Es ist nur keiner derjenigen, welche Ihr voraussetzt.“

„Aha, Canarios! ich freue mich zu sehen, daß ich der Wahrheit näher gekommen bin, als es Anfangs den Anschein hatte.“

„Nun, desto besser.“

„Aber wenn Ihr mich wirklich suchtet, wie Ihr sagt, warum seid Ihr nicht gradezu in mein Lager gekommen?“

Ruperto lachte.

„Das wäre freilich ein kostbarer Einfall gewesen, und ich würde wohl mit einem Kugelregen empfangen worden sein! Nein, ich habe es vorgezogen, so zu handeln, wie ich es gethan habe.“

„Wir sind Euch bereits seit drei Tagen auf der Spur."

„Warum habt Ihr Euch nicht früher gezeigt?"

„Ich wußte nicht gewiß, ob Ihr es wäret."

„Das kann übrigens sein. Wollt Ihr Euch nicht setzen."

„Warum? Hoffentlich werdet Ihr jetzt, nachdem die Wiedererkennung statt gefunden hat, nach unserem Lager kommen."

„Ich wagte nicht, darum zu bitten; wir sind wie Ihr seht, nicht allein, sondern haben einen Kranken bei uns."

„Sobald Ihr für ihn steht, thut es nichts."

„Mit meinem Kopfe stehe ich für ihn."

„Nun denn, die Freunde unserer Freunde sind die unsrigen und können auf unser Wohlwollen rechnen.

„Ich danke Euch, Caballeros," sagte der weiße Scalpjäger mit einer Verbeugung; „ich hoffe, daß Ihr nicht bereuen sollt, mich gastfreundlich aufgenommen zu haben."

„Die Gesellschaft, in welcher ich Euch treffe, Sennor, ist mir die sicherste Bürgschaft," entgegnete der Abenteurer mit einem verbindlichen Lächeln.

„Wollt Ihr uns noch heute Abend in Euer Lager bringen?" fragte Ruperto.

„Warum nicht? Wir sind höchstens fünfzehn Meilen von demselben entfernt."

„Das ist wahr: aber jener Caballero ist verwundet

und ein so langer Marsch nach einem beschwerlichen Tagewerke. . . ."

„Ach, ich versichere Euch, daß ich mich ganz wohl fühle! Meine Kräfte sind so ziemlich zurückgekehrt, und ich glaube sogar, daß ich im Nothfalle auf's Pferd steigen könnte. Laßt Euch daher meinetwegen nicht abhalten," bemerkte der Greis.

„Abgemacht!" sagte Sandoval. „Ich will Euch übrigens einen Weg zeigen, der die Entfernung um die Hälfte abkürzen wird."

Nachdem man darüber einig geworden, sattelte man die Pferde wieder und brach auf.

Die Unbekannten waren zu Fuße. Der Scalpjäger, wollte sich nicht auf seine Trage legen, ja bestand sogar darauf, daß man dieselbe zurücklassen sollte, indem sie ihm unnöthig sei, und schnitt sich dann mit seinem Messer einen langen Stab ab.

Hierauf stellte er sich neben Sandoval, dem sein Benehmen so wohl gefiel, daß er ihm einen zufriedenen Blick zuwarf.

Sandoval war, wie gesagt, der Anführer der Bande, welche das Lager so plötzlich überfallen hatte. Dieselbe bestand aus Prairie-Piraten.

Wir haben bereits in einem frühern Werke eine genauere Schilderung jener Leute gegeben. Da es indessen wahrscheinlich ist, daß mehrere meiner gegenwärtigen Leser, das andere Buch nicht kennen, will

ich so kurz wie möglich, jene Männer und ihr Handwerk näher beschreiben.

In den Vereinigten Staaten trifft man häufiger, als irgendwo sonst, Menschen, welche von keinem moralischen Zwange oder Familienrücksichten gebunden, nur der Befriedigung ihrer heftigen und verderblichen Leidenschaften leben. Jene Männer überlassen sich Anfangs dem Müßiggange und der Ausschweifung, bis sie in einem Lande, wo keine Polizei auf Befolgung der Gesetze sieht, und die ehrlichen Leute schützt, mithin die Verbrecher fast immer unbestraft bleiben, Schritt für Schritt den abscheulichsten Lastern anheimfallen, welche sie ungescheut und vor aller Augen begehen, was in einer Gegend nicht Wunder nehmen darf, wo der Stärkste Gesetze vorschreibt.

Das dauert so lange, bis die Entrüstung allgemeiner wird und endlich den Schrecken überwindet, den das Laster einflößt, um die Verbrechen zu zwingen von einer Stadt zur andern zu fliehen, um sich der Bestrafung durch das Lynchgesetz zu entziehen. Man hetzt sie wie wilde Thiere, bis sie von Allen, sogar von ihren Spießgesellen verlassen, sich immer näher nach der Grenze zuwenden, welche sie endlich überschreiten, um ihr Leben in der Wildniß zu beschließen.

Aber auch dort tritt man ihnen überall feindlich entgegen; sie müssen mit den weißen Trappern, Waldläufern, rothen Kriegern und Raubthieren einen fortwährenden Kampf bestehen und ohne Unterlaß um ihr

Leben ringen. Dafür steht ihnen der unbegrenzte Raum offen, sie können die Schlupfwinkel der Berge und Urwälder aufsuchen und den Kampf daher eine Zeitlang erfolgreich bestehen. Indessen würden sie doch unterliegen, wenn sie vereinzelt blieben und die Kälte, der Hunger und Mangel jeder Art, würde ein Leben beschließen, was dem Scalpirmesser und der Mordlust ihrer grausamen Feinde zufällig entgegen wäre.

Jene von der Gesellschaft ausgestoßenen Männer, welchen Jedermann ein Recht zu haben glaubt, nachzustellen, schicken sich, so gut es geht, in ihre Lage. Sie rühmen sich des Hasses und des Widerwillens, dem sie überall begegnen und vereinigen sich zu zahlreichen Gesellschaften, um vereint den Fluch zurückzuschleudern, den man auf sie geworfen hat. Das unbarmherzige Gesetz der Prairien, Aug' um Auge, Zahn um Zahn, dienen ihnen als Richtschnur; durch ihre Zahl verbreiten sie Schrecken und vergelten ihren Feinden unter allen Umständen das Unrecht, was sie durch sie erlitten haben.

Wehe den Indianern oder Trappern, die es wagen, die Prairien einzeln zu durchwandern. Sie werden von den Piraten unbarmherzig niedergemetzelt. Die Caravanen oder Auswanderungszüge werden von denselben angefallen, geplündert und mit der ausgesuchtesten Grausamkeit mißhandelt.

Einige jener Männer, die noch einen Rest von Scham besitzen, legen die Kleidung der Weißen ab,

um sich derjenigen der Rothhäute zu bedienen, damit die von ihnen Beraubten wähnen sollen, daß sie durch Indianer angehalten wurden. Letztere sind daher ihre erbittertsten Feinde, obwohl es nicht selten vorkommt, daß sich ein Stamm der Rothhäute mit ihnen verbindet, um einen andern Indianerstamm zu bekriegen.

Sobald es gilt Beute zu machen, ist ihnen jedes Mittel recht, am begierigsten sind sie aber auf die Scalps, welche die Regierung der Vereinigten Staaten, jene väterlich gesinnte Beschützerin der Indianer, wie manche gewissenlose Menschen behaupten, sich nicht entblödet das Stück für fünfzig Dollars zu kaufen.

Die Piraten sind daher im Scalpiren ebenso bewandert, wie die Indianer selbst; mit dem einzigen Unterschiede, daß ihnen jeder Scalp willkommen ist, und sie, wenn es an Indianern fehlt, sich nicht scheuen die Weißen zu scalpiren, in der festen Ueberzeugung, daß eine Art Haare eben so viel werth ist, wie die andere und zwar um so mehr, als es die amerikanische Regierung nicht übermäßig genau nimmt und ohne zu handeln und nach unsern Umständen zu fragen, unbedenklich zahlt, wenn das Haar nur lang und schwarz ist.

Die Piratenbande des Kapitains Sandoval war eine der zahlreichsten und geordnetsten des Ober-Arkansas; seine Gefährten, lauter Galgenvögel, waren die seltenste Sammlung von Spitzbuben, die man sich vorstellen kann.

Fray Antonio hatte eine Zeit lang, obwohl er im

Grunde nicht zu der Gesellschaft gehörte, doch zu verschiedenen Malen an ihren Unternehmungen Theil genommen und gewisse, mehr als ungesetzliche Gewinnantheile eingesteckt, nachdem er dem Kapitain über das Vorüberkommen mehrerer Karavanen, sowie die Stärke derselben, und welchen Weg sie nehmen wollten, Auskunft ertheilt hatte. Obwohl der würdige Mönch jenem verdächtigen Gewerbe jetzt entsagt hatte, war seine Bekehrung doch noch frisch genug, daß die Piraten die Dienste, welche er ihnen erwiesen, noch nicht vergessen, und ihn selbst in gutem Andenken behalten hatten.

Als er daher gezwungen war, den weißen Scalpjäger zu verlassen, gedachte er sofort seiner alten Freunde. Die Erinnerung an dieselben, lag ihm um so näher, als der weiße Scalpjäger in Folge der Lebensweise, die er bisher geführt hatte, mit jenen Kreuzern der Wildniß manche Berührungspunkte hatte, denn sie waren erbarmungslos wie er, und kannten gleich ihm kein anderes Gesetz, als ihre momentane Laune.

Unter der Truppe der freien Schützen, welche der Mönch, seit seiner Bekehrung organisirt hatte, befanden sich Einige, welche mehr Lebenserfahrung erworben und Abenteuer erlebt hatten als die Uebrigen. Fray Antonio hatte jene Männer bei der Arbeit beobachtet, und sie nach ihrem wahren Werthe schätzen gelernt. Aber eine innere Stimme rieth ihm, sie in seiner Nähe

zu behalten, um sie gleich bei der Hand zu haben, wenn er zufällig einmal in den Fall kommen sollte, sich durch ein energisches Mittel aus einer Verlegenheit zu reißen, worauf ein Abenteurer und Partheigänger stets bedacht sein muß. Unter jenen ausgelesenen Leuten befand sich natürlich auch Ruperto; ihm übertrug er es daher drei zuverlässige Männer, als Begleiter für den Verwundeten, auszuwählen, und ihn in das Lager des Kapitains Sandoval im Oberen Arkansas zu bringen. Wir haben bereits gesehen, daß der Scharfblick des Mönches ihn nicht betrogen, und Ruperto den übernommenen Auftrag pünktlich vollzogen hatte.

Man hat häufig behauptet, daß sich die ehrlichen Leute auf den ersten Blick erkennen, jener Ausspruch läßt sich mit noch mehr Grund auf die Spitzbuben anwenden.

Der weiße Scalpjäger und der Pirat waren kaum zehn Minuten neben einander gewandelt, als bereits das beste Einvernehmen zwischen ihnen herrschte.

Der Kapitain bewunderte den athletischen Gliederbau seines Gefährten nicht nur als Kenner, sondern auch als Liebhaber. Seine starren Züge, deren feste charakteristische Linien wie aus Granit gehauen zu sein schienen, seine schwarzen, funkelnden, ausdrucksvollen Augen, ja sogar die abgerissene, kurze Sprache, Alles zog ihn zu dem Greise hin, und flößte ihm Theilnahme ein.

Er hatte ihm wiederholt angeboten, ihn durch zwei seiner stämmigsten Leute über die schwierigsten Stellen tragen zu lassen; aber der Alte wies das wohlwollende Anerbieten entschieden ab, obwohl ihm die kaum vernarbten Wunden heftig schmerzten, und er die größte Müdigkeit empfand. Er antwortete stets, daß der körperliche Schmerz nichts zu sagen habe, und derjenige, welcher nicht im Stande wäre, denselben vermöge seiner Willenskraft zu überwinden, mit derselben Geringschätzung angesehen werden müsse, als ein Kind oder ein altes Weib.

Gegen einen so kräftigen Grund ließ sich nichts einwenden. Sandoval begnügte sich daher beifällig mit dem Kopfe zu nicken, worauf sie ihre Wanderung schweigend fortsetzten.

Die Nacht war schon längst angebrochen, doch war es eine klare sternenhelle Nacht, welche gestattete sicher und ohne Furcht zu wandern.

Nach dreistündigem beschwerlichen Marsche erreichten die Reisenden die Spitze einer steilen Anhöhe.

„Wir sind an Ort und Stelle," sagte Sandoval und blieb, unter dem Vorwande ein wenig zu rasten, stehen, wollte aber nur seinem Reisegefährten, den er erschöpft sah, Zeit gönnen, sich zu erholen.

„Wie? wir wären angekommen!" erwiderte der Scalpjäger verwundert, indem er sich umblickte aber nicht die leiseste Spur eines Lagers entdecken konnte.

Die Abenteurer standen in der That auf einer

Plattform, die ungefähr dreißig Ellen breit und bis auf die Mitte, wo eine ungeheure Aloe, deren Stamm vierzig Ellen im Durchmesser maß, einsam wie eine Königinn der Wildniß empor ragte, vollständig von Bäumen entblößt war.

Sandoval ließ seinen Gefährten eine Zeit lang umherschauen, deutete dann auf den Riesenbaum und sagte:

„Wir werden gezwungen sein durch die Esse in unser Haus zu steigen. Es ist übrigens nur Sache der Gewohnheit, und Ihr werdet mir deßhalb nicht grollen, wenn ich Euch sage, daß es nur geschieht, um den Weg abzukürzen."

„Ich verstehe Euch durchaus nicht, wie Ihr wißt," antwortete der Scalpjäger.

„Ich kann mir es allerdings vorstellen," erwiderte Sandoval lachend. „Aber kommt nur, so werdet Ihr die Lösung des Räthsels bald finden."

Der Alte nickte stumm, worauf Beide an den Baum herantraten, während ihnen ihre Gefährten, die über das Erstaunen des Fremden lächelten, folgten.

Am Fuße des Baumes angelangt, blickte Sandoval auf.

„Heda!" rief er. „Bist Du da Bär?"

„Wo sollte ich sein, wenn nicht hier?" antwortete eine rauhe Stimme vom Wipfel des Baumes. Ich bin schon gezwungen, Euch zu erwarten, da Ihr Euch jetzt angewöhnt die ganze Nacht herum zu laufen."

Die Piraten lachten.

„Du bist immer liebenswürdig!" entgegnete Sandoval. „Der Schlingel von einem Bären hat stets einen Witz bei der Hand! Laß nur jetzt die Leiter herunter, häßliches Vieh!"

„Häßliches Vieh! häßliches Vieh!" brummte die Stimme, deren Besitzer immer noch unsichtbar blieb, das ist also mein Dank!"

Eine lange hölzerne Leiter wurde jetzt zwischen den Aesten herunter gelassen. Sandoval erfaßte sie, stemmte sie fest auf den Boden und sagte dann, zu dem Verwundeten gewendet:

„Ich gehe voran, um Euch den Weg zu zeigen."

„Thut das," entgegnete der Scalpjäger entschlossen; „ich werde aber bei Gott! der Zweite sein."

„Sieh da!" sagte der Kapitain, indem er sich umwandte; „Ihr seid wohl aus den Vereinigten Staaten?"

„Was kümmert es Euch?" entgegnete Jener barsch.

„Mich? nichts! Es ist mir aber nicht unlieb, es zu wissen."

„Nun, jetzt wißt Ihr es! Was weiter?"

„Weiter?" antwortete Sandoval lachend; „Ihr werdet Euch unter Landsleuten befinden, das ist Alles."

„Das gilt mir vollkommen gleich."

„Canarios! und mir etwa nicht?" lachte der Kapitain, indem er weiter stieg.

Der Verwundete folgte ihm Schritt für Schritt.

Die Leiter ruhte auf einer ungefähr vier Ellen breiten Plattform, die in der Mitte der dichtbelaubten Aeste vollkommen unsichtbar war. Derjenige, welchen der Kapitain Bär genannt hatte, welcher Name in jeder Hinsicht auf ihn paßte, so wild und grimmig sah er aus, stand auf derselben.

„Was gibt es Neues?“ fragte der Kapitain, indem er den Fuß auf die Plattform setzte.

„Nichts,“ entgegnete Jener lakonisch.

„Sind sämmtliche Abtheilungen zurückgekehrt?“

„Alle, außer der Eurigen.“

„Ist die Gazelle mit der Amerikanerin in der Grotte?“

„Sie sind Beide dort.“

„Gut! Wenn alle heraufgestiegen sind, wirst Du die Leiter hinaufziehen und zu mir kommen.“

„Schon gut, Carai! Ich werde doch wissen, was ich zu thun habe.“

„Kommt,“ sagte er zu dem Scalpjäger, der ein stummer Zeuge des Auftrittes gewesen war.

Sie schritten über die Plattform.

Das Innere des Baumes war völlig hohl, was nicht das Werk menschlicher Hände, sondern nur das Alter war, und nur die Rinde hatte noch Saft und Leben. Die Piraten, welche schon seit Jahren eine geräumige Grotte bewohnen, die sich unter jener Anhöhe befand, bemerkten einst nach einem starken Gewitter, daß das Erdreich an einer gewissen Stelle einsank und

so wurde die Höhlung, welche sie die Esse nannten, entdeckt.

Die Piraten haben, wie alle Raubthiere, gern mehrere Zugänge zu ihrer Höhle; diese neue Oeffnung, welche ihnen der Zufall bereitete, erfreute sie um so mehr, als sie zu gleicher Zeit in den Besitz eines Belvedère kamen, von welchem aus man ein weites Gebiet überblickte; sie waren dadurch in den Stand gesetzt, die nächste Umgebung ihrer Wohnung zu überwachen und die Feinde von Weitem zu entdecken, die etwa beabsichtigen sollten, sie zu überfallen.

Man errichtete in einer gewissen Höhe, um die äußere Rinde nicht verletzen zu müssen, eine Plattform und vermittelst zweier Leitern, von welchen die eine inwendig, die andere auswendig angebracht waren, von welcher man die letztere nach Belieben heraufziehen konnte, wurde die Communication hergestellt.

Sandoval weidete sich im Stillen an der Verwunderung seines Gastes. Die sinnreiche Art, wie die Piraten die vorhandenen Mittel benutzt hatten, kam dem Scalpjäger in der That wunderbar vor, und seinem scheinbaren Phlegma und Gleichmuthe zum Trotz brach sich seine Verwunderung Bahn.

„Jetzt,“ sagte Sandoval, indem er auf die zweite Leiter deutete, die sich tief in den Schooß der Erde senkte, „werden wir hinunter steigen.“

„Ich stehe bei Gott zu Diensten!“ antwortete

der Unbekannte. „Das ist in der That bewunderungswürdig. Geht nur, ich folge Euch."

Sie fingen an, vorsichtig in der Dunkelheit hinabzusteigen, denn der als Schildwache auf dem Mirador aufgestellte Pirat, hatte entweder aus Vergeßlichkeit oder aus Bosheit, unter dem Vorgeben, daß er nicht geglaubt habe, daß seine Kameraden so spät kommen würden, keine Fackeln mit hinauf genommen.

Der weiße Scalpjäger war der Einzige, der dem Piraten auf dem gefährlichen Wege folgte, denn so bequem er auch für Fußgänger war, wird man leicht begreifen, daß er den Reitern unzugänglich blieb.

Ruperto und seine drei Gefährten verließen daher Sandoval am Fuße der Anhöhe, um einen ziemlich großen Umweg zu machen und den wahren Eingang der Höhle zu suchen, welche alle vier übrigens von alten Zeiten her kannten.

Je tiefer die beiden Männer hinabstiegen, je heller wurde es, bis es fast den Anschein hatte, als ob sie in einen Glühofen hinunter stiegen. Unten angelangt, sah sich der Scalpjäger in einer geräumigen, hell mit Fackeln erleuchteten Höhle.

Die Piraten standen am Fuße der Leiter und schienen um die Ehre zu wetteifern, der Ankunft ihres Vorgesetzten beizuwohnen, und ihm einen begeisterten Empfang zu bereiten.

Die Höhle hatte einen bedeutenden Umfang. Die Stelle, wo der Scalpjäger den Boden betrat, war ein

geräumiges Gemach, in welches mehrere Gänge mündeten, die sich, in entgegengesetzten Richtungen, in eine bedeutende Tiefe erstreckten.

Es wäre ein Auftritt, würdig des Griffels eines Callot gewesen, jenen Raum so darzustellen, wie ihn der Scalpjäger bei seiner unerwarteten Ankunft erblickte. Die merkwürdigsten Physiognomien, die seltsamsten Trachten und unwährscheinlichsten Stellungen waren unter jenen Banditen zu schauen, welche die Rückkehr ihres Anführers, mit Jubelgeschrei und wildem Geheul begrüßten.

Der Kapitain Sandoval wußte zu gut, welche Art Menschen er vor sich hatte, um sich durch den Empfang rühren zu lassen, den die Banditen improvisirten. Weit entfernt ihre Begeisterung zu theilen, runzelte er die Brauen, warf den Kopf zurück und musterte die aufmerksame Menge, mit einem drohenden Blicke.

„Was soll das heißen, Caballeros?“ fragte er, „wie kommt es, daß Ihr hier versammelt seid, mich zu erwarten? Vive dios! meine Befehle müssen schlecht vollzogen worden sein, weil Ihr so viel Eifer an den Tag legt! Laßt mich jetzt in Ruhe, wir wollen dem Dinge später auf den Grund gehen. Für jetzt will ich allein sein, geht!“

Die Banditen verneigten sich stumm vor ihrem Herrn und entfernten sich sofort, verstreuten sich in

die angrenzenden Gänge und hatten nach kaum fünf Minuten das Gemach vollständig geräumt.

In dem Augenblicke erschien Ruperto. Er hatte seine Begleiter bei ihren alten Kameraden zurückgelassen, welche es übernommen hatten, ihre Ankunft festlich zu begehen, und suchte den Mann auf, der ihm anvertraut war.

Sandoval reichte dem Abenteurer herzlich die Hand, aber mit der Zuversicht eines Mannes, der sich im eignen Hause seiner Stärke bewußt ist, was dem Texaner nicht entging.

„Oho!" sagte er, „wir treiben uns nicht mehr in der Prairie umher, wie es scheint!"

„Nein," antwortete der Kapitain ernst. Hierauf fügte er mit besonderer Betonung hinzu: „Ihr befindet Euch hier bei mir. Aber," fügte er mit verbindlichem Lächeln hinzu, „laßt Euch das nicht kümmern; Ihr seid meine Gäste und sollt behandelt werden, wie Ihr es verdient."

„Schon gut?" sagte Ruperto, der sich durch das gezwungen heitere Wesen des Kapitains nicht irre machen ließ, „ich weiß, wo Euch der Schuh drückt, Compadre. Aber wartet, ich werde Euch helfen." Hierauf wandte er sich zu dem Bären, der mit seiner gewohnten scheuen, grimmigen Miene die Leiter herabstieg und sagte: „Bittet die weiße Gazelle her zu kommen; vergeßt nicht, ihr zu sagen, daß der Kapitain Sandoval sie zu umarmen wünscht."

Der Anführer der Piraten lächelte, reichte dem Abenteurer die Hand und sagte: „Verzeiht mir Ruperto, Ihr wißt, wie sehr ich das Kind liebe. Wenn ich es nur einen Tag nicht sehe, kommt es mir vor, als ob mir etwas fehlte, und ich fühle mich unglücklich."

„Canarios! Ich weiß es wohl," antwortete Ruperto lächelnd. „Ihr habt auch gesehen, daß ich nicht gezögert habe, dem Bären aufzutragen, die einzige Person, die Ihr je geliebt habt, herbei zu rufen, um Euch wieder in bessere Laune zu versetzen."

Der Kapitain seufzte, ohne zu antworten.

„Nur munter," fuhr der Abenteurer aufgeräumt fort, „sie wird gleich kommen, faßt Euch doch Caramba! Das fehlte noch, daß Ihr uns noch länger finster anschautet, weil das Kind wahrscheinlich über einem Spiele versäumt hat, Euch bei Eurer Rückkehr zu umarmen. Bedenkt, daß wir Eure Gäste sind, welche das unantastbare Vorrecht besitzen, das ihnen die Gastfreundschaft einräumt, und Ihr uns daher unter keiner Bedingung finster anschauen dürft."

„Ach meine Freunde," antwortete er mit einem erstickten Seufzer. „Ihr wißt nicht, könnt es nicht wissen, wie glücklich es einen Elenden macht, der wie ich vom Gesetze geächtet ist, sich sagen zu können, daß es auf der Welt ein Wesen giebt, das ihn um seiner selbst willen, uneigennützig und ohne Nebengedanken liebt."

„Still!" sagte Ruperto schnell, indem er die Hand auf seinen Arm legte, „still mein Freund! da kommt sie!"

Viertes Kapitel.

In der Grotte.

Ruperto hatte sich nicht geirrt. Das reizendste Wesen was man sich denken kann, kam in dem Augenblicke wie ein Reh herbeigesprungen.

Es war ein zartes, blühendes, munteres Kind von höchstens zwölf Jahren, Ihre großen schwarzen Augen, ihr rosiger Mund mit den Perlenzähnen, ihr prächtiges schwarzes Haar, das in zwei dicken Flechten bis zur Hälfte ihres Beines reichte, ihre abenteuerliche mehr männliche als weibliche Kleidung, alles trug dazu bei, ihr ein originelles Ansehen zu geben. Ihre Erscheinung hatte etwas Ideales, Phantastisches, ja fast Engelhaftes, denn ihre Anmuth, ihr ungezwungnes Wesen, ihr liebliches unschuldiges Lächeln und ihre großen schwärmerischen sinnigen Augen erschienen in der Umgebung der gemeinen abstoßenden Banditen noch auffallender.

Sobald das Kind den Kapitain erblickte, leuchteten

ihre Augen freudig auf, mit einem Satze hing sie an seinem Halse, und der Räuber drückte sie zärtlich an seine breite kräftige Brust.

„Nun," sagte er, indem er ihr seidnes Haar küßte, und sich vergebens bemühte eine sanfte Stimme anzunehmen, „da bist Du ja endlich, meine vielgeliebte Gazelle! Du hast lange auf Dich warten lassen."

„Vater," antwortete sie in den holdesten Tönen, indem sie seine Liebkosungen erwiederte, „ich wußte nicht, daß Du zurückgekehrt wärst; es ist spät, und da ich nicht mehr hoffte, Dich heute wieder zu sehen, wollte ich eben schlafen gehen."

„Dann darfst Du auch nicht länger hier bleiben, Nina," sagte er, indem er sie aus seinen Armen ließ und ein letztes Mal zärtlich küßte. „Jetzt habe ich Dich gesehen und umarmt, und bin glücklich bis auf morgen. Geh schlafen, ich bin kein Egoist und will nicht haben, daß Du Deine frischen Farben verlierst."

„Ach," sagte sie, indem sie anmuthig den Kopf schüttelte, „ich habe keine Lust mehr zu schlafen und kann recht gut noch ein wenig bei Dir bleiben, Vater."

Der weiße Scalpjäger betrachtete das wunderschöne, muntere, schalkhafte Kind, das so liebenswürdig war, und so zärtlich geliebt zu werden schien, mit steigender Verwunderung. Er konnte sich nicht erklären, wie sie unter die Piraten gerathen und sich die zärtliche Zuneigung des Kapitains erworben habe.

„Ihr scheint das junge Mädchen sehr zu lieben?"

sagte er, indem er das Kind sanft an sich zog und es auf die Stirn küßte.

Dasselbe blickte ihn mit großen verwunderten Augen an, doch ohne Furcht zu verrathen oder zu versuchen sich seiner Liebkosungen zu entziehen.

„Ob ich sie liebe!“ antwortete der Pirat; „dieses Kind ist das Glück und die Freude unsers Hauses. Meint Ihr denn, daß jedes bessere Gefühl in unsern Herzen erstorben wäre, weil wir geächtete Banditen sind?“ fügte er in bitterem Tone hinzu. „Der Jaguar und das Pantherthier lieben ihre Jungen, sogar der graue Bär hängt an den Seinigen, sollten wir herzloser sein als jene Thiere, welche für die Grausamsten der Schöpfung gelten? Ja, gewiß lieben wir unsre weiße Gazelle. Sie ist unser guter Engel, unsere Schutzheilige, so lange sie bei uns weilt, wird uns Alles gelingen, denn das Glück begleitet sie.“

„In dem Falle, Vater,“ entgegnete sie mit Wärme, „sollst Du stets glücklich sein, denn ich werde Dich nie verlassen.“

„Wer kann für die Zukunft stehen?“ murmelte er in dumpfem Tone, während eine trübe Wolke über seine männlichen Züge flog.

„Ihr seid ein glücklicher Vater,“ sagte der Scalpjäger mit einem tiefen Seufzen.

„Ja, nicht wahr? die weiße Gazelle gehört nicht nur mir, sondern uns Allen, sie ist unsre Pflegetochter.“

„Ach!“ seufzte der Scalpjäger, indem er ohne ein Wort weiter zu sagen den Kopf senkte.

„Geh Kind,“ fuhr Sandoval fort, „geh zur Ruhe die Nacht rückt vor. Das junge Mädchen entfernte sich, nachdem sie sich mit einem holden Blicke bei den drei Männern verabschiedet hatte; worauf sie bald in der Tiefe eines Seitenganges verschwand.

Der Kapitain folgte ihr mit den Blicken, so lange er sie sehen konnte, hierauf wandte er sich zu seinen Gästen, welche den Zauber dieser Lichterscheinung wie er empfanden.

„Folgt mir Sennores,“ sagte er zu ihnen, „es wird spät, Ihr werdet hungrig sein und Euch nach Ruhe sehnen, die Gastfreundschaft, welche ich Euch bieten kann ist zwar bescheiden, wird Euch aber herzlich dargebracht.“

Die beiden Männer verneigten sich und folgten ihm in einen Gang an dessen beiden Seiten sich zellenartige, mit großen Matten Vorhangartig verschlossne Zellen befanden.

In gemessenen Entfernungen brannten Fackeln von Ocotenholz, die vermittelst eiserner Ringe an den Wänden befestigt waren und ein zwar röthliches, dunstiges, aber genügendes Licht verbreiteten.

Nachdem sie ungefähr zehn Minuten weiter gegangen und durch verschiedene Gänge geschritten waren die Labyrinthartig in einander mündeten, blieb der Kapitain vor einer Zelle stehen, schlug den Eingangsvorhang zurück und winkte seinen Gefährten einzutreten. Sando=

val folgte ihnen und ließ den Vorhang hinter sich fallen.

Die Zelle, in welche der Kapitain seine Gäste führte, war geräumig; die Wände derselben hatten eine ansehnliche Höhe, und durch unsichtbare Spalten drang eine frische Luft ein, die den Aufenthalt angenehm machte; der Raum war durch verschiedene Wände getrennt, welche eben so viele Gemächer bildeten.

Ein goldenes Rauchfaß, wahrscheinlich der Raub aus einer Kirche, hing von der Decke herab und enthielt eine mit wohlriechendem Oel gefüllte Lampe, welche den Raum hell erleuchtete.

Unglücklicher Weise stimmten die übrigen Geräthe keineswegs mit diesem kostbaren Gegenstand überein, sondern waren im Gegentheile mehr als bescheiden.

Sie bestanden aus einem großen, grob zugehauenen Tische von schwarzem Eichenholz, sechs Equipals und zwei Butacas, eine Art Armstühle mit zurückgelegter Lehne, die allein einigen Anspruch auf Bequemlichkeit machen durften. Die Wände waren mit Geweihen des schwarzen Hirsches und Großhornes, Bisam- und Assathashörner und Klauen des grauen Bären verziert, welche selbst erbeutete Trophäen waren, die der Pirat von seinen Reisen in der Wildniß heimgebracht hatte.

Der einzige Gegenstand, der die Aufmerksamkeit auf sich zog, war ein prachtvolles Gestell, welches eine Sammlung aller Waffengattungen, die in Amerika ge-

bräuchlich sind, von der Lanze, dem Pfeile und Bogen an, bis zum Degen, Machete, der Doppelbüchse und der Taschenpistole, enthielt.

Man sah, daß der Pirat Befehle zur Bewirthung der Gäste ertheilt hatte, denn der Tisch war mit hölzernen Tellern, kristallenen Gläsern und silbernen Schüsseln besetzt, neben welchen sich große Gefäße von rothem Thon erhoben, die Wasser, Mezcal und Pulque, jene beiden Lieblingsgetränke der Mexikaner, enthielten.

Der Bär schickte sich mit seiner gewohnten verdrossenen und finstern Miene an, die Gäste zu bedienen.

„Zu Tische meine Herren," sagte Sandoval in feierlichem Tone zu seinen Gästen, indem er einen Equipalen anrückte und sich setzte.

Die Uebrigen folgten seinem Beispiele und, nachdem ein Jeder sein Messer aus dem Stiefel gezogen, wurde ein allgemeiner Angriff auf eine prächtige Wildpretpastete gemacht.

Der durch ein langes Fechten geschwächte Magen der Gäste bedurfte einer solchen Stärkung. Wir müssen übrigens dem Räuberhauptmanne die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu versichern, daß seine Vorrathskammer reichlich versehen zu sein schien und er einen höchst liebenswürdigen Wirth spielte.

Der erste Theil der Mahlzeit verging unter tiefem Schweigen, denn die Mexikaner dachten nur daran, zu essen. Sobald aber der erste Hunger gestillt war und

der, in der Prairie allgemein herrschenden, Anglo-amerikanischen Sitte gemäß die Flasche herumgereicht wurde, verschwand die scheinbare Kälte der Gäste plötzlich, und ein Jeder fing erst an sich mit seinem Nachbarn zu unterhalten; allmählich wurden die Stimmen lauter, und endlich redeten Alle zu gleicher Zeit.

Nur zwei der Tischgenossen hatten während der Mahlzeit, die in ein Gelag auszuarten drohte, der Flasche nur mäßig zugesprochen, jene beiden Männer waren Sandoval und der weiße Scalpjäger.

Der Räuberhauptmann nöthigte zwar seine Gäste fortwährend zum Trinken, trug aber große Sorge sich selbst nüchtern und bei Besinnung zu erhalten, die Gegenwart des sonderbaren Mannes, den ihm der Zufall als Gast zugeführt hatte, erfüllte ihn mit einer Art Unruhe. Das finstre Gesicht verursachte ihm ein Unbehagen, was er sich nicht zu erklären vermochte. Da aber das Gesetz der Wildniß vorschreibt, einem Fremden nicht eher eine Frage vorzulegen, bis es ihm selbst gefällt sich zu erkennen zu geben, wagte er nicht ihn auszuforschen.

Glücklicher Weise für Sandoval dessen Ungeduld und Neugierde mit jedem Augenblicke stieg, brannte Ruperto gleichfalls vor Verlangen, ihm den Zweck seines Besuches in den Prairien mitzutheilen. In dem Augenblicke, wo daher die einzelnen Unterhaltungen immer lebhafter und endlich allgemein geworden waren,

und ein Jeder um die Wette bemüht war seine Nachbarn zu überschreien, schlug der Texaner mit dem Griffe seines Dolches wiederholt auf den Tisch um Ruhe zu gebieten.

„Was wollt Ihr Ruperto?“ fragte Sandoval.

„Was ich will?“ antwortete dieser, dessen Zunge in Folge der reichlich genossenen Getränke immer schwerfälliger wurde; „ich bitte ums Wort.“

„Ruhe!“ rief der Kapitain mit Stentorstimme, „jetzt könnt Ihr reden Ruperto! Und wenn Ihr sprächet bis morgen früh, würde Euch Niemand unterbrechen.“

„Demonios!“ lachte der Texaner, „ich bin nicht gesonnen Eure Geduld auf eine so harte Probe zu stellen.“

„Thut, was Euch gefällt, Compadre: Ihr seid mein Gast und ein alter Bekannter obendrein, habt mithin das Recht zu thun und zu lassen, was Euch beliebt.“

„Ich danke Euch für Eure Höflichkeit Kapitain! Vor allen Dingen muß ich Euch in meinem und meiner Begleiter Namen den aufrichtigsten Dank für Eure glänzende Bewirthung aussprechen.“

„Weiter, weiter,“ sagte der Kapitain in nachlässigem Tone.

„Nein, nein, nicht weiter, im Gegentheil, Caramba! man findet in der Prairie nicht alle Tage eine so wohlbesetzte Tafel wie die Eurige, und man

müßte wahrlich undankbar sein wie ein Mönch, um es nicht anzuerkennen."

„Hört!" sagte der Kapitain lachend, „habt Ihr mir nicht, als ich Euch heute Abend traf, gesagt, daß Euch der Mönch Antonio zu mir schicke?"

„So ist es, Kapitain."

„Ein würdiger Mönch!" bemerkte Sandoval: „er erinnert mich an den würdigen John Zimmers, einen protestantischen Geistlichen, der in Baton=rouge vor zehn Jahren wegen Bigamie erhängt wurde. Das war ein sehr frommer Mann! Ich entsinne mich, daß er die Menge am Fuße des Galgens auf eine Weise anredete, welche die Meisten zu Thränen rührte. Kehren wir aber zu Fray Antonio zurück. Hoffentlich ist ihm kein Unfall zugestoßen, und er erfreut sich des besten Wohlseins."

„Er erfreute sich einer trefflichen Gesundheit, als ich ihn verließ. Dennoch ist es sehr möglich, daß er jetzt schwer krank oder gar todt ist."

„Rayo de Dios! Ihr erschreckt mich, Compadre. Erklärt Euch deutlicher."

„Die Sache ist sehr einfach. Das durch die fortwährenden Bedrückungen Mexiko's erbitterte Texas, hat sich empört, und kämpft um seine Freiheit."

„Freilich, das weiß ich."

„So werdet Ihr auch wissen, daß sich alle auserlesenen Geister unter das Banner der Unabhängigkeit geschaart haben. Fray Antonio hat denn natürlicher

Weise eine Cuadrilla vereinigt und sich dem Dienste der Insurgenten gewidmet."

„Das ist entschieden sinnreich!" bemerkte der Kapitain lächelnd.

„Nicht wahr? Ja, Fray Antonio ist ein feiner, politischer Kopf!"

„Ja, ja! der Beweis dafür ist, daß er im Beginne der Revolution häufig selbst nicht wußte, zu welcher Partei er sich halten sollte."

„Natürlich," bemerkte Ruperto gleichmüthig, „es ist ja so schwer in der allgemeinen Verirrung den rechten Weg zu erkennen. Jetzt ist es aber etwas Anderes."

„So, jetzt ist er, wie es scheint, entschieden?

„Vollkommen: er hat sich der Befreiungsarmee angeschlossen. Am Tage unserer Abreise brachen die Insurgenten auf, um gegen die mexikanische Armee zu marschiren und ihnen eine Schlacht zu liefern. Deshalb habe ich Euch gesagt, daß Fray Antonio möglicherweise schwer krank, oder gar todt sei."

„Hoffentlich haben wir kein solches Unglück zu beklagen."

„Das hoffe ich auch. Da sich Fray Antonio, wie es scheint, lebhaft für jenen verwundeten Caballero interessirt, und ihn nicht allein und hülflos in die Hände der Amerikaner fallen lassen wollte, wenn ja der unglückliche Fall eintreten sollte, daß die Armee der Insurgenten geschlagen würde, hat er mir, wenige Augenblicke vor dem Abmarsche aufgetragen, ihn zu

Euch zu bringen, indem er überzeugt war, daß Ihr seinen Freund gut pflegen und aus alter Kameradschaft gut aufnehmen würdet."

„Er hat Recht gehabt, auf mich zu rechnen, ich werde sein Vertrauen nicht täuschen, Caballero," fügte er, zu dem Alten gewendet hinzu, der dem Gespräche kalt und gleichmüthig zugehört hatte, „Ihr kennt uns jetzt und wißt, daß wir Piraten sind! Wir bieten Euch die herzliche, unbegrenzte, Jedem zu Gebote stehende Gastfreundschaft der Wildniß an, ohne zu fragen weder wer Ihr seid, noch was Ihr begangen habt, ehe Ihr den Fuß auf unser Gebiet setztet."

„Unter welcher Bedingung bietet Ihr mir Alle jene Vortheile?" fragte der Alte, indem er sich mit kalter Höflichkeit vor dem Räuberhauptmanne verneigte.

„Wir stellen keine Bedingung und fordern nichts, nicht einmal Euren Namen! Wir sind Verbannte und Gerichtete: Jeder Ausgestoßene findet seinen Platz an unserem Herde, gleichviel welcher Grund ihn herführt. Und jetzt," fügte er hinzu, indem er nach einer Flasche griff und sich ein Glas voll einschenkte, „auf Eure glückliche Ankunft in unserer Mitte, Sennor, gebt mir Bescheid!"

„Einen Augenblick, Caballero! Ehe ich auf Euren Toast Bescheid thue, möchte ich, wenn Ihr es erlaubt, einige Worte mit Euch sprechen."

„Wir hören, Sennor."

Der Greis stand auf, richtete seine hohe Gestalt

empor und musterte die Versammlung mit einem stummen und besorgten Blicke.

Die tiefste Stille herrschte nnter den Anwesenden. Alle harrten in der ängstlichsten Spannung des Augenblickes, wo der Scalpjäger reden würde.

Endlich ergriff er das Wort, während seine kalte, finstere Miene einen Ausdruck von Sanftmuth annahm, deren man sie nicht für fähig gehalten hätte.

„Sennores,“ sagte er, „Eure Offenheit erweckt die meinige, und die großmüthige, edle Art Eurer Aufnahme bestimmt mich, mich erkennen zu geben. Wenn man den Beistand solcher Menschen, wie Ihr, in Anspruch nimmt, darf man ihnen nichts verbergen. Ja, ich bin geächtet! verbannt! aber durch meinen eignen Willen von der Gesellschaft ausgestoßen! Ich könnte, wenn ich wollte, morgen zu derselben zurückkehren, denn sie hat mich nie ausgewiesen, damit will ich weder Anspielungen machen, noch Vergleiche anstellen. Ich bleibe in der Wildniß um eine Pflicht zu erfüllen, die ich mir selbst auferlegt habe. Ich verfolge eine Rache, eine glühende Rache, die nichts gänzlich befriedigen kann, nicht ein Mal der Tod meines letzten Feindes! Meine Rache mag ein thörichter Wahn, ein furchtbarer Alp sein, doch verfolge ich sie, und werde sie bis zu dem Augenblicke verfolgen, wo ich mit dem letzten Seufzer beklagen werde, mich nicht genügend gerächt zu haben. Das ist mein Lebenszweck, das der Grund, der mich bewogen hat, die Gesellschaft

civilisirter Menschen mit derjenigen der Raubthiere zu vertauschen, ich lebe nur der Rache! Jetzt wißt Ihr, wer ich bin, und wenn ich Euch meinen Namen noch nenne, werdet Ihr mich vollständig kennen."

Die Stimme des Sprechers, welche Anfangs leise und ruhig war, erhob sich allmählich zu der Stärke der Leidenschaften, die in ihm tobten, und klang abgerissen und heftig. Die Anwesenden erlagen unwillkürlich dem Einfluße jener leidenschaftlichen Rede und hingen in athemloser Erwartung, an den Lippen des seltsamen Mannes, der, indem er das Geheimniß seines Lebens entschleierte, zugleich auch die einzige empfindliche Seite ihres Herzens in heftige Schwingungen versetzte. Denn auch sie hatten nur ein Ziel, einen Zweck: die Rache an der Gesellschaft, welche sie ausgestoßen hatte, wie einen eklen Aussatz.

Als der Scalpjäger schwieg, erhoben sich Alle einmüthig, stützten die bebenden Hände auf den Tisch, neigten sich zu ihm und warteten mit fieberhafter Ungeduld, auf die Nennung seines Namens.

Aber der Verwundete schien durch einen seltsamen Umschwung seiner Gedanken, Alles um ihn her vergessen zu haben, und sich weder seiner Worte, noch des Ortes bewußt zu sein, an welchem er sich befand. Sein Kopf war auf die Brust gesenkt, er stützte die Stirne in die rechte Hand, heftete die Blicke auf den Boden und schien vergebens gegen die Fluth bitterer Erinnerungen anzukämpfen, die er, wie eine stets blu-

tende Wunde, durch seine unbesonnene Aufregung wieder aufgestachelt hatte.

Sandoval blickte ihn eine Zeit lang traurig und mitleidig an, und legte dann die Hand auf seine Schulter.

Bei dieser Berührung erwachte der Greis plötzlich wieder zum Bewußtsein der Gegenwart, fuhr empor, als habe ihn ein elektrischer Schlag getroffen, blickte sich mit irren Blicken um und sagte in heiserem Tone:

„Was wollt Ihr von mir?"

„Euch Euren Namen nennen," antwortete der Pirat bedächtig.

„So!" entgegnete er, „Ihr kennt ihn also?"

„Vor zehn Minuten wußte ich ihn noch nicht."

„Und jetzt? . . . .

„Habe ich ihn errathen."

Ein höhnisches Lächeln spielte um den Mund des Alten.

„Meint Ihr?" sagte er.

„Ich bin dessen gewiß. Es giebt nicht zwei Menschen Eures Schlages in der Wildniß; Ihr seid der böse Geist, wenn Ihr nicht der weiße Scalpjäger seid."

Bei diesem Namen durchlief ein Schauer die Reihen der Anwesenden. Der Greis richtete sich stolz auf.

„Ja," sagte er in festem Tone, „ich bin der weiße Scalpjäger!"

Im Laufe des langen Gespräches, waren allmählich eine Anzahl Piraten, theils aus Mangel an Beschäftigung, theils aus Neugierde in die Zelle getreten. Bei der Nennung jenes Namens, den sie seit so langer Zeit bewunderten, und beim Anblicke des Mannes, der ihnen ein geheimes Grauen einflößte, stießen sie ein gewaltiges Hurrahgeschrei aus, das an den Wänden der Grotte tausendmal wiederhallte, und die Wölbung derselben erschütterte wie ein Erdbeben.

Der weiße Scalpjäger bat durch eine stumme Geberde, um Ruhe.

„Sennores," sagte er, „ich bin für die freundliche Gesinnung, welche Ihr gegen mich an den Tag legt, sehr dankbar. Ich habe bis jetzt jede Gemeinschaft mit Menschen vermieden, um allein zu sein und das Werk der Vernichtung, welchem ich mich gewidmet habe, ohne Hülfe zu vollbringen. Nachdem, was ich aber hier erfahren habe, muß ich das Veesprechen, was ich mir selbst gegeben hatte, brechen: Wer empfangen hat, muß geben! Von Stunde an, bin ich einer der Eurigen, vorausgesetzt, daß Ihr mich für würdig haltet in Eure Cuadrilla einzutreten."

Bei diesem Vorschlage erhob sich der Jubel mit verdoppelter Heftigkeit und steigerte sich fast zur Raserei.

Sandoval runzelte die Brauen; er erkannte, daß seine ungewisse Gewalt bedroht sei. Er war aber zu schlau und klug, um seine geheime Furcht zu verrathen.

sondern beschloß die Klippe zu umschiffen, und durch einen Meisterstreich das Ansehen wieder an sich zu reißen, was ihm, wie er dunkel ahnte, entschlüpfen wollte. Er hob das gefüllte Glas in die Höhe und rief mit gewaltiger Stimme aus:

„Muchachos! ich trinke auf das Wohl des weißen Scalpjägers!"

„Auf sein Wohl!" riefen die Banditen begeistert aus.

Sandoval ließ dem ersten Sturme Zeit sich zu legen. Nachdem er die Begeisterung selbst angefeuert, gebot er endlich Stille, als dieselbe ihren Höhepunkt erreicht hatte.

Eine Zeit lang blieb seine Bemühung erfolglos. Die Köpfe fingen an, sich nach dem reichlich genossenen Mezcal, Pulque und katalonischen Refino zu erhitzen. Das Geschrei wurde allmählich schwächer und verstummte endlich wie eine brandende See, welche sich glättet, wenn der Sturm vorüber ist, und nur geflüsterte Worte bildeten noch den letzten Nachhall des Tumultes. Sandoval benutzte die vorübergehende Ruhe schnell und ergriff das Wort.

„Sennores," hub er an, „ich habe Euch einen Vorschlag zu machen, der, wie ich glaube, Euren Beifall haben wird."

„Redet, redet!" schrieen die Piraten.

„Unsere Gemeinschaft beruht auf der vollständig-

sten Gleichheit aller Mitglieder, welche nach eigner Wahl denjenigen ernennen, der sie führen soll."

„Ja, ja," antworteten sie.

„Es lebe Sandoval!" riefen Einige.

„Laßt ihn ausreden, unterbrecht ihn nicht!" brüllten die Meisten.

Sandoval lehnte in nachlässiger Haltung am Tische und folgte den verschiedenen Meinungsäußerungen mit scheinbar gleichgültigen Blicken, obwohl er im Innern in nicht geringer Angst schwebte, und sein Herz stürmisch klopfte. Er wagte einen kühnen Wurf, er war sich dessen bewußt, denn mit dem untrüglichen Scharfblicke eines Ehrgeizigen, hatte er das Für und Wider genau berechnet. Auch gelang es ihm nur, mit Aufbietung seiner ganzen Willenskraft, seinen Zügen eine unbewegliche Starrheit zu geben, welche von der Angst seines Inneren nichts verrieth.

Als die Ruhe einigermaßen hergestellt war, und er hoffen durfte, sich verständlich zu machen, fuhr er in entschlossenem Tone fort:

„Ihr habt mir die Ehre erwiesen, mich zu Eurem Anführer zu ernennen! ich glaube mich derselben bisher würdig erwiesen zu haben."

Er hielt inne, um eine Antwort abzuwarten. Ein beifälliges Gemurmel schlug angenehm an sein Ohr.

„Was will er damit sagen?" murmelte der Bär verdrießlich.

„Du sollst es gleich erfahren," entgegnete Sandoval,

der die Worte gehört hatte. Hierauf fuhr er fort: „Ich halte es im allgemeinen Interesse heute für Pflicht, das Amt, was Ihr mir anvertraut habt, niederzulegen, es befindet sich jetzt ein Mann in Eurer Mitte, der würdiger ist, wie ich, über Euch zu herrschen, ein Mann, dessen bloßer Name Eure Feinde bis in's Innerste erschrecken wird. Kurz, ich biete Euch meine Entlassung an, und schlage Euch sogleich vor, auf der Stelle den weißen Scalpjäger, zu meinem Nachfolger zu ernennen."

Erst jetzt sollte Sandoval erfahren, wie seine Gefährten gegen ihn gesinnt waren. Von den anwesenden Piraten, welche zwei Drittheile der Bande ausmachten, stimmten zwei Drittheile sofort für ihn und lehnten entschieden die Entlassung ab, welche er ihnen anbot. Die Hälfte der Uebrigen verhielt sich gänzlich passiv und nur dreißig bis vierzig, unter sämmtlichen Räubern, nahmen den Vorschlag mit Jubel auf.

Indessen würden jene dreißig bis vierzig Männer, wie es in ähnlichen Fällen beinahe immer der Fall ist, durch ihr Schreien und Toben bald Andere fortgerissen, und sich zu einer entschiedenen Majorität emporgeschwungen haben, wenn der weiße Scalpjäger nicht selbst dazwischen getreten wäre.

Der alte Abenteurer trug kein Verlangen nach der Ehre von der Spitzbubenbande zum Anführer ernannt zu werden, die er im Grunde des Herzens verachtete, und deren Gesellschaft er nur nothgedrungen aufsuchte.

Er war im Gegentheil entschlossen sie zu verlassen, sobald seine Wunden vernarbt, und er wieder im Stande sein würde, sein Wanderleben fortzusetzen. In dem Augenblicke daher, wo das Geschrei und Fluchen immer drohender wurde, und bereits einige Räuber, statt der Beweisführung nach den Messern und Pistolen griffen, und sich ein blutiger Kampf zu entspinnen drohte, unter Menschen, bei welchen das sittliche Gefühl erstorben war, und die daher durch keine Rücksicht auf Ehre oder Menschlichkeit zurückgehalten wurden, stand er auf, erhob seine Stimme über das Gebrüll jener Rasenden und wehrte sich energisch gegen den von Kapitain Sandoval gemachten Vorschlag. Er wollte, wie er sagte, keine andere Ehre beanspruchen, als diejenige, an ihrer Seite zu kämpfen, ihre Gefahren zu theilen, und fühle sich gänzlich unfähig zu befehlen.

Vor einer so entschiedenen Weigerung mußte jede Rücksicht weichen. So geschah es in der That, und die Räuber beschworen Sandoval, den Befehl zu behalten, indem sie ihn ihrer Ergebenheit versicherten. Letzterer ließ sich lange genug bitten, um sie von der Aufrichtigkeit seines Entschlusses zu überzeugen, ließ sich aber endlich überreden, und erklärte sich bereit die Gewalt zu behaupten, welche er eine Zeit lang gefürchtet hatte, zu verlieren.

Der Frieden war wie ein Zauberschlag jetzt hergestellt, und während die Räuber Ströme von Mezcal

vertilgten, um die glückliche Beendigung der Angelegenheit zu feiern, führte der Capitain seine Gäste in ein abgesondertes Gemach der Höhle, wo es ihnen erst gestattet wurde, sich der Ruhe zu überlassen.

Sandoval blieb, ob mit Recht oder Unrecht, bei der Ueberzeugung, daß sein Ansehen vorübergehend, durch den weißen Scalpjäger gefährdet worden sei, grollte ihm deßhalb im Stillen, und nahm sich vor, sich bei der ersten günstigen Gelegenheit zu rächen.

Dreizehntes Kapitel.

Das Gespräch.

Ruhig und Treuherz hatten sich, wie gesagt, zurückgezogen, sobald ihnen die Gelegenheit dazu günstig schien, und waren in das Rancho des Jägers gegangen, wo No Eusebio dafür gesorgt hatte, ihnen einen guten Empfang zu bereiten.

Treuherz war von Natur zu schwermüthig, und der Canadier von einem herrschenden Gedanken, den er bisher in seinem Herzen verschlossen hatte, zu sehr eingenommen, als daß beide Männer den geringsten Gefallen an den rohen indianischen Lustbarkeiten hätten finden können.

Dona Jesus nahm sie mit jener ruhig, heiter lächelnden Miene auf, die ihr blasses Gesicht wie ein matter Sonnenstrahl, der zwischen Wolken hervorblickt, verklärte.

Sie suchte ihren leisesten Wünschen voll Zuvorkommenheit entgegenzukommen und ihnen dadurch ihren

Dank für ihre Rückkehr auszusprechen, daß sie ihnen jene tausend kleinen Aufmerksamkeiten widmete, die nur die Frauen zu spenden vermögen, und vermittelst welcher sie sie länger bei sich zu fesseln suchte.

Das friedliche, behagliche Haus des Jägers würde allerdings den parteiischen Blicken der Europäer kaum besser als die elendeste Dorfhütte vorgekommen sein, bildete aber einen nicht unbedeutenden Gegensatz zu den Lederhütten der Rothhäute, welche ein Tummelplatz des Ungeziefers waren, und die größte Unsauberkeit nicht nur, sondern die vollständigste Mißachtung des persönlichen Behagens und der einfachsten Lebensgenüsse verriethen.

Nachdem Treuherz seine Mutter ehrfurchtsvoll auf die Stirn geküßt, No Eusebio die Hand gedrückt und die Hunde geliebkost hatte, welche ihn unter vergnügtem Gebell umsprangen, setzte er sich zu Tische und winkte Ruhig, seinem Beispiele zu folgen.

In dem Wesen, und selbst in der Miene des alten Jägers war seit dem vergangenen Abende eine große Veränderung vorgegangen.

Er, der gewöhnlich so offen und gerade war, schien einen Zwang zu empfinden; sein matter Blick hatte das frühere Feuer verloren, was ihn sonst zu verklären pflegte; seine Stirn schien von innerer Sorge umwölkt zu sein; sogar seine Rede klang nicht so unbefangen wie gewöhnlich.

Der junge Mann folgte den Bewegungen des Jä-

gers mit sinnenden Blicken und einem trüben Lächeln. Nach beendeter Mahlzeit winkte er seiner Mutter und No Eusebio, das Zimmer zu verlassen, ließ die Pfeifen anzünden und wandte sich zu dem Canadier, indem er in herzlichem Tone sagte:

„Lieber Gast, sind wir nicht alle Freunde? Obwohl wir uns erst kurze Zeit kennen, glaube ich damit nicht zu viel zu sagen.“

„Gewiß! In der Wildniß altert der Haß und die Freundschaft schnell, Treuherz! und wir haben uns unter Umständen kennen gelernt, wo ein paar Männer in wenigen Augenblicken den gegenseitigen Werth erkennen. Wollt Ihr mir erlauben, Euch eine Frage vorzulegen?“

„Das versteht sich,“ antwortete der Jäger.

„Verstehen wir uns aber recht!“ fuhr der junge Mann fort, „Ihr versprecht mir, auf meine Frage zu antworten?“

„Warum nicht?“ entgegnete Ruhig gelassen.

„Quien sabe? — Wer weiß? Wie wir Spanisch-Amerikaner zu sagen pflegen,“ antwortete der junge Mann lächelnd.

„Bah!“ erwiderte der Canadier gleichmüthig. „Fragt immerhin, lieber Freund, ich wüßte keinen Grund, weßhalb ich Euch nicht antworten sollte.“

„Wenn es aber doch einen solchen gäbe?“

„Das glaube ich nicht. Ihr seid ein zu gerader

und kluger Mensch, um in einen solchen Fehler zu verfallen. Redet daher ohne Scheu."

„Das werde ich thun, da Ihr mich dazu auffordert. Nicht wahr, Ihr gebt mir die Erlaubniß, es zu thun?"

„Unbedingt."

„Wohlan, so hört mich an. Ich kenne Euch zu gut, oder glaube Euch vielmehr zu gut zu kennen, um anzunehmen, daß Ihr nur in der Absicht hergekommen wäret, mir einen Besuch abzustatten, denn Ihr konntet wohl voraussetzen, daß wir uns früher oder später in der Prairie treffen würden. Ihr habt die Reise jedenfalls in einer bestimmten Absicht unternommen; ein triftiger Beweggrund hat Euch veranlaßt, mich aufzusuchen."

Ruhig nickte eine stumme Bejahung. Treuherz fuhr nach einer Pause, während welcher er auf eine Antwort gewartet hatte, die nicht erfolgte, folgendermaßen fort:

„Ihr seid bereits seit zwei Tagen hier. Schon mehrmals hat sich eine Gelegenheit geboten, Euch offen gegen mich auszusprechen, was ich, nebenbei gesagt, aufrichtig wünsche, denn ich glaube zu errathen, daß es sich um einen Dienst handelt, den Ihr von mir erwartet und ich würde eine solche Gelegenheit, Euch meine Freundschaft durch die That zu beweisen, mit Freuden ergreifen. Ihr scheint aber eine unumwundene Erklärung zu scheuen; Euer Benehmen gegen

mich ist völlig verändert, Ihr seid mit einem Worte seit gestern ein ganz andrer Mensch geworden; denn so weit ich Euch kenne, habt Ihr stets offen und unumwunden gesagt, was Ihr denkt, gleichviel welche Folgen daraus entstehen konnten. Habe ich mich geirrt? antwortet, alter Jäger."

Der Canadier schien eine Zeitlang in einiger Verlegenheit zu schweben, die unumwundene Frage schien ihm merkwürdig ungelegen zu kommen. Endlich faßte er einen raschen Entschluß, blickte auf, sah sein Gegenüber fest an und sagte:

„Ich kann es, bei Gott, nicht leugnen! Ihr habt Recht, Alles, was Ihr gesagt habt, ist vollkommen wahr."

„Seht!" sagte der junge Mann mit einem zufriedenen Lächeln, „ich wußte wohl, daß ich Recht hatte! Es freut mich, daß ich jetzt weiß, was ich zu denken habe."

Der Canadier zuckte mit philosophischer Fassung die Achseln, während sein Gesicht verrieth, daß er nicht verstehe, was sein Freund meine, sich zugleich aber freue, denselben zufrieden zu sehen, wenn er auch nicht begreifen konnte, warum er es war.

Treuherz fuhr fort:

„Ich fordre im Namen der Freundschaft, die uns verbindet, unbedingte Offenheit von Euch, gesteht mir unumwunden und ohne Umschweife, was Euch bewogen hat, so zu handeln, wie Ihr es gethan."

„Der Grund ist ein durchaus ehrenhafter, Treuherz, das versichere ich.“

„Ich bin davon überzeugt, Freund, muß aber wiederholen, daß ich ihn kennen will.“

„Meinetwegen,“ sagte der alte Jäger im Tone eines Mannes, der sich zu einem Entschlusse zwingt, „warum sollte ich Geheimnisse vor Euch haben, da ich doch gekommen bin, um Euren Beistand zu bitten. Ihr sollt Alles erfahren! Ich bin ein ungebildeter Abenteurer, den nur die Wildniß erzogen hat, der Gott verehrt und die Freiheit über Alles schätzt. Ich bin stets bemüht gewesen, meinem Nächsten wohlzuthun und soviel wie möglich Böses mit Gutem zu vergelten. Da habt Ihr in wenigen Worten mein Glaubensbekenntniß.“

„Es ist vollkommen richtig,“ bekräftigte Treuherz im Tone der Ueberzeugung.

„Ich danke Euch und gestehe offen, daß ich es gleichfalls denke. Das ist die Summe meines Wissens, denn das Leben in der Wildniß hat nur den thierischen Instinkt in mir entwickelt, ohne mir den feinen Anstrich zu geben, den die städtische Civilisation selbst den rohsten Menschen verleiht.“

„Ich bekenne, daß ich keine Ahnung habe, was Ihr damit andeuten wollt.“

„Ihr sollt mich bald verstehn. Von dem ersten Augenblicke an, wo ich Euch gesehen und nach den ersten Worten, die ich von Euch gehört, habe ich eine

jener Neigungen für Euch empfunden, über welche der Verstand nichts vermag, und die mich unwiderstehlich zu Euch zieht. Ihr seid während der wenigen Tage, die wir mit einander verlebten, mein Freund geworden, wir haben unter freiem Himmel dasselbe Lager getheilt, dieselben Gefahren bestanden, dieselben Freuden und Leiden durchlebt. Ich glaubte Euren wahren Werth erkannt zu haben und diese Ueberzeugung steigerte meine Freundschaft noch mehr. Sobald ich daher in den Fall kam, eines treuen und ergebenen Freundes zu bedürfen, habe ich sofort an Euch gedacht und bin unbedenklich aufgebrochen, um Euch zu suchen."

„Das habt Ihr recht gemacht."

„Ich weiß es," antwortete Ruhig mit ungeheuchelter Wärme. „Als ich aber den Fuß in Euren bescheidenen Rancho setzte, sind mir neue Gedanken gekommen. Ein Zweifel nicht über Eure Gesinnung, denn das war nicht möglich, sondern über Eure Lebensstellung ist in mir aufgestiegen, mit einem Worte, das räthselhafte Leben, das Ihr führt, ist mir aufgefallen. Ich habe mich gefragt: welche Verkettung von Umständen einen Mann wie Euch bewogen habe, sich in einem indianischen Dorfe zu begraben und sich den Anforderungen des Lebens unter den Rothhäuten zu fügen, welche häufig sehr hart sind und gegen unsere Gebräuche grell abstechen. Als ich Eure eben so schöne als gütige Mutter, Euern alten treuen Diener sah, und die Art und Weise beobachtete, wie Ihr

Euch in Eurem Hause zeigtet, habe ich unmaßgeblich geglaubt, daß Euch ein schweres Unglück betroffen und Euch eine Zeit lang zu einer so harten Verbannung genöthigt habe. Zu gleicher Zeit wurde mir klar, daß Ihr nicht meines Gleichen seid, und zwischen Euch und mir eine feste Schranke bestehe. Da habe ich mich, Euch gegenüber, befangen gefühlt, denn Ihr waret in meinen Augen nicht mehr der freie ungebundne Jäger, der kein andres Dach besitzt als die grüne Kuppel des Waldes und über kein andres Vermögen verfügt als über seinen Rifle. Kurz, Ihr waret für mich nicht mehr der Freund und Kamerad, mit dem ich mich glücklich geschätzt hatte, das Leben in der Wildniß zu theilen. Ich habe mich nicht mehr für berechtigt gehalten, einen Mann wie meines Gleichen zu betrachten, den nur ein vorübergehendes Mißgeschick zufällig auf eine Stufe mit mir gestellt hatte, und der ohne Zweifel später bereuen würde, eine solche Vertraulichkeit eingegangen zu sein. Wenn ich auch nicht aufhören kann, Euch zu lieben und zu achten, werde ich doch auf dem Platze bleiben, der mir zukommt."

„Was wollt Ihr damit sagen?" fragte Treuherz unumwunden.

„Daß ich einsehe, daß es mir nicht zukommt, Euer Kamerad zu sein und ich mich daher, weil ich nicht Euer Diener sein mag, zurückziehe."

„Ihr seid von Sinnen, Ruhig," rief der junge

Mann schmerzlich bewegt aus. „Was Ihr da redet, hat weder Sinn noch Verstand und die Schlüsse, welche Ihr daraus zieht, sind vollständig abgeschmackt.“

„Aber . . .“ wendete der Canadier ein.

„Ach!“ rief Jener lebhaft aus, „habe ich Euch nicht ausreden lassen? Habe ich nicht Alles, was Ihr zu sagen hattet, angehört ohne Euch zu unterbrechen? Jetzt fordere ich dasselbe von Euch! Ihr habt mir eben, ohne es zu wollen, den größten Schmerz bereitet der mir werden konnte; Ihr habt die noch blutende Wunde meines Herzens berührt, indem Ihr mich an Dinge erinnertet, die ich vergebens zu vergessen strebe, und die das Unglück meines ganzen Lebens ausmachen.“

„Ich? ich?“ rief der Jäger erschrocken aus.

„Ja Ihr! Doch gleichviel! Ihr tapptet wie ein Blinder umher, ohne zu wissen, wohin Ihr gerathen würdet. Ich habe daher nicht das Recht, Euch zu grollen und thue es auch nicht. Ein Gut giebt es aber, das ich über Alles schätze, das mir mehr gilt, als das Leben, nämlich Eure Freundschaft! Ich kann mich nicht dazu verstehen, sie einzubüßen. Vertrauen erweckt wieder Vertrauen! Ihr sollt erfahren, wer ich bin, und aus welchem Grunde ich in die Wildniß geflüchtet bin, wo ich verdammt bin zu leben und zu sterben!“

„Nein,“ entgegnete Ruhig in entschiedenem Tone, „ich habe kein Recht an Euer Vertrauen. Ich habe

Euch, wie Ihr sagt, einen großen Schmerz verursacht; derselbe könnte durch ein Geständniß, wie dasjenige, was Ihr mir machen wollt, nur von Neuem geweckt werden. Ich versichere Euch, Treuherz, daß ich es nicht hören will."

„Es ist sowohl Euret-, als meinetwegen nothwendig und muß unsere Bekanntschaft begründen. Ueberdies," fügte er mit einem trüben Lächeln hinzu, „lastet jenes Geheimniß, welches ich bis heute in mein Herz verschlossen habe, schwer auf mir, und es wird mir ein wahrer Trost sein, mich einem wahren Freunde anvertrauen zu dürfen. Nehmt ferner die Versicherung entgegen, daß ich Niemand anzuklagen habe; das furchtbare Unglück, oder die Strafe, die unerwartet über mich verhängt wurde, ist wohl hart, aber gerecht; ich habe also nur mir allein Vorwürfe zu machen. Mein Leben ist nur eine fortwährende Buße: leider muß ich fürchten, daß die Gegenwart und die Zukunft nicht genügen werden, die Vergangenheit zu sühnen."

„Du vergissest Gott, mein Sohn!" sagte eine Stimme im Tone erhabener Gläubigkeit, „Gott, den Unfehlbaren, der Dich richten wird. Wenn die Buße, welche Du Dir auferlegt hast, vollbracht sein wird, kann Dich Gott frei sprechen."

Dona Jesus schritt jetzt, nachdem sie dem Gespräche der Männer eine Zeitlang gelauscht hatte, mit würdevoller Haltung durch das Zimmer, legte ihre weiße, zarte Hand auf die Schulter ihres Sohnes und

blickte ihn mit der innigen Zärtlichkeit an, die nur im Herzen einer Mutter wohnt.

„Ach, ich bin ein Elender und Undankbarer!" rief der junge Mann schmerzlich aus: „ich hatte Dich, in meiner abscheulichen Selbstsucht eine Zeit lang vergessen, Mutter, Dich, die Du Alles verlassen hast, um bei mir zu sein."

„Rafael, Du bist mein Erstgeborner, und was ich vor neun Jahren gethan habe, würde ich auch heute wieder thun. Laß Dir, was ich Dir jetzt sagen werde, zum Troste dienen. Ich bin stolz auf Dich, mein Sohn, und so schweren Kummer Du mir auch bereitet, so viel Stolz und Freude giebst Du mir jetzt. Haben nicht sämmtliche Indianerstämme, welche die grenzenlosen Einöden der Prairien durchstreifen, die größte Liebe und Bewunderung für Dich? Ist der Zuname, welchen Dir jene Naturmenschen gegeben haben, nicht ein ächter Ehrentitel? Bist Du nicht mit einem Worte Treuherz, d. h. derjenige, dessen Aussprüche wie Gesetze geehrt werden? Wirst Du nicht von Freunden und Feinden geachtet und verehrt? Was verlangst Du mehr?"

Der junge Mann ließ muthlos den Kopf sinken.

„Werde ich je vergessen können, Mutter, daß ich ein Spieler, Brandstifter und Mörder gewesen bin?"

Ruhig konnte einen Schrei der Ueberraschung nicht unterdrücken.

„Das ist ja nicht möglich!" murmelte er.

Der junge Mann hörte die Worte, wandte sich zu ihm und sagte:

„Ja, mein Freund, ich bin ein Spieler, Brandstifter und Mörder gewesen.“ Glaubt Ihr jetzt noch, fügte er mit schmerzlichem Hohne hinzu, daß Ihr meiner Freundschaft nicht würdig seid? Meint Ihr noch immer, daß Ihr Euch nicht als meines Gleichen ansehen dürft?“

Der Canadier stand auf, während ihn der junge Mann fragend anblickte; er trat zu Dona Jesus, verneigte sich ehrerbietig und bewundernd vor ihr und sagte:

„Sennora, welches Verbrechen ein Mensch auch in einem Augenblicke blinder Leidenschaft begangen hat, muß derselbe von Allen freigesprochen werden, wenn er, trotz seines Vergehens, eine so edle und vollständige Hingebung erweckt, wie Ihr sie ausgeübt habt. Ihr seid eine bewunderungswürdige Frau! ich rufe Ihnen mit Ihren eignen Worten zu: Hoffen Sie, Hoffen Sie! Gott, dem nichts unmöglich ist, wird einst auch Ihre Thränen trocknen und die überstandenen Leiden durch überschwengliche Freuden vergelten. Ich bin nur ein einfacher, ungebildeter Mann, meine innere Stimme hat mich aber nie betrogen; ich bin fest überzeugt, daß Ihr Sohn, wie schwer er sich früher auch mag vergangen haben, seine Schuld jetzt gesühnt hat, und selbst derjenige, der ihn, von einem über-

triebenen Ehrgefühle beherrscht, verdammt hat, bereut jetzt seine zu große Härte."

„Ich danke Euch, mein Freund," antwortete Treuherz, „ich danke Euch für diese Worte, welche, wie ich fest überzeugt bin, der Ausdruck Eurer aufrichtigen Gesinnung sind! Ich danke Euch in meinem und meiner Mutter Namen, Ihr seid ein gerader offner Mensch und habt mir den Muth, der mich häufig verläßt, nicht nur wieder gegeben, sondern auch die Achtung vor mir selbst; die Buße aber, zu welcher ich mich selbst verurtheilt habe, würde unvollständig bleiben, wenn ich Euch nicht mein vergangenes Leben ausführlich erzählte. Weigert Euch nicht!" fügte er hinzu, als der Jäger eine abwehrende Bewegung machte; „es muß sein! Glaubt mir, Ruhig, die Erzählung enthält eine wichtige Lehre. Mancher Wandrer rastet nach einem mühevollen Wege am Rande der Straße und überblickt die zurückgelegte Strecke nicht ohne innre Befriedigung, ebenso wird es mir zum schmerzlichen Vergnügen gereichen, auf die erschütternden Ereignisse meiner ersten Jugend zurückzublicken."

„Ja," bestätigte Dona Jesusita, „Du hast recht mein Sohn, wer erfolgreich fortschreiten will, muß den Muth haben, zurückzuschauen. Nur wenn Du Dir die Vergangenheit zurückrufst, begreifst Du die Gegenwart und hoffst auf die Zukunft, rede, rede mein Sohn! und sollte Dir im Laufe Deiner Erzählung das Gedächtniß versagen oder der Muth fehlen, so bin

ich, Deine Mutter, bei Dir und werde erzählen, was zu sagen Dir widerstrebt oder unmöglich ist."

Ruhig betrachtete die seltsame Frau, deren Worte und Geberden mit der Hoheit ihrer Erscheinung im vollkommensten Einklange standen, mit Bewunderung und wurde nicht müde, in dem schönen Gesicht der Mutter die erhabenen Gefühle ihres Herzens zu lesen. Er kam sich selbst im Vergleiche zu dieser auserlesenen Frau sehr gering und erbärmlich vor, denn in ihr hatte sich die mütterliche Liebe zur höchsten Verklärung geläutert.

„Treuherz," sagte er mit einer Bewegung, die er nicht zu unterdrücken vermochte, „da Ihr darauf besteht, daß ich die Erzählung der Schicksale anhöre, die Euch in die Wildniß geführt haben, erkläre ich mich dazu bereit. Seid aber im Voraus versichert, daß ich, was ich immer auch hören werde, Euch die Hand als Freund reiche und Euch nie verlassen werde, da Ihr mir Eure Freundschaft bewahren wollt! Jetzt redet oder behaltet Euer Geheimniß, es gilt mir gleich! Nur Eins vergeßt nicht, daß ich nämlich mit Leib und Seele der Eurige bin, und es unter allen Umständen und vor allen Menschen bleiben werde, heute wie morgen und morgen wie in zehn Jahren! Ich schwöre es Euch," fügte er in feierlichem Tone hinzu, „schwöre es vom Grunde des Herzens bei dem Gedächtniß meiner theuren, unvergeßlichen Mutter,

deren irdischen Reste in Quebeck ruhen. Wenn Ihr jetzt reden wollt, bin ich bereit Euch zu hören."

Treuherz erwiederte den warmen Händedruck des Jägers auf das Herzlichste, ließ ihn zu seiner Rechten Platz nehmen, während sich Dona Jesus zur Linken niedersetzte, und sagte:

„Wohlan, so hört!"

In dem Augenblicke öffnete sich die Thüre und No Eusebio trat ein.

„Mi amò," sagte er, „der indianische Häuptling, genannt der Schwarze Hirsch, verlangt Euch zu sprechen."

„Wie, der Schwarze Hirsch?" fragte der Jäger verwundert; „das ist nicht möglich, er wird wohl noch bei der Hochzeitsgesellschaft sein."

„Verzeiht," bemerkte Ruhig, „Ihr habt vergessen, Treuherz, daß der Häuptling, als wir das Fest verließen, zu uns trat und uns leise zuflüsterte, daß er wichtige Mittheilungen zu machen habe."

„Das ist wahr! Das hatte ich allerdings vergessen. Laß ihn eintreten, No Eusebio. Mein Freund," fügte er zu Ruhig gewendet hinzu, „es ist mir unmöglich, jetzt eine Erzählung zu beginnen, die so bald unterbrochen werden würde; hoffentlich bin ich bald im Stande, Euch Alles zu sagen."

„Ich verlasse Dich, um Deine indianischen Angelegenheiten zu ordnen," sagte Dona Jesus lächelnd. Hierauf stand sie auf und verließ das Zimmer.

Ruhig war innerlich, wie wir bekennen müssen, über die Unterbrechung keineswegs böse, die ihn der Nothwendigkeit überhob, eine so traurige Erzählung anzuhören. Der würdige Jäger besaß die unschätzbare Eigenschaft, nicht neugierig auf die Erlebnisse derjenigen Menschen zu sein, die er liebte, weil er fürchtete, daß ihn seine angeborene Aufrichtigkeit zwingen werde, ihnen dann einen Theil seiner Achtung zu entziehen. Er war daher über den unerwarteten Aufschub der Geständnisse Treuherz' bald getröstet, und wußte es dem Schwarzen Hirsche im Grunde Dank, daß er zu so gelegner Zeit dazwischen trat.

In dem Augenblicke, wo Donna Jesus das Zimmer verließ, führte No Eusebio den indianischen Häuptling herein.

Der Schwarze Hirsch schien, uneingedenk der starren Maske, deren sich die Indianer befleißigen, heftig erregt zu sein. Die finstre Miene des Kriegers, seine umwölkte Stirn, nichts mahnte daran, daß er eben eine Verbindung geschlossen, welche schon lange das Ziel seiner Wünsche gewesen; im Gegentheile war seine Haltung so ernst, seine Miene so starr, daß es den Jägern auf den ersten Blick auffiel und sie sich nicht enthalten konnten, ihre Verwunderung gegen ihn auszusprechen.

„Eah!“ rief ihm Treuherz munter entgegen, „Ihr schneidet ja ein böses Gesicht! Habt Ihr bei Eurem Eintritte in das Dorf etwa fünf Krähen zu Eurer

Rechten erblickt, oder ist Euer Scalpmesser dreimal hinter einander mit der Spitze in die Erde gefahren, was beides, wie Jedermann weiß, sehr schlimme Vorbedeutungen sind."

Ehe der Häuptling antwortete, warf er einen forschenden Blick um sich.

„Nein," sagte er endlich in gedämpftem Tone, „der Schwarze Hirsch hat nicht fünf Krähen zu seiner Rechten erblickt. Er hat einen Fuchs zu seiner Linken und eine Schaar Wiedehöpfe im Walde gesehen."

„Ihr werdet begreifen, Häuptling, daß mir Eure Worte dunkel sind," entgegnete Treuherz lachend.

„Ich verstehe sie wahrlich auch nicht," bemerkte Ruhig mit schalkhaftem Lächeln.

Der Häuptling ertrug standhaft die doppelte Neckerei. Kein Muskel seines Gesichts zuckte, im Gegentheil schien seine Miene noch finstrer zu werden.

„Meine Brüder können lachen," sagte er, „sie sind Bleichgesichter; es kümmert sie wenig, ob es den Indianern gut oder schlecht ergeht."

„Verzeiht, Häuptling," antwortete Treuherz in ernstem Tone. „Mein Freund und ich haben keineswegs die Absicht, Euch zu kränken."

„Ich weiß es," entgegnete der Häuptling, „meine Brüder können sich aber nicht vorstellen, daß ich an einem Tage wie der heutige, trübe gestimmt sein könnte."

„Das ist wahr, jetzt stehen aber unsre Ohren offen, wir werden ihn mit der Aufmerksamkeit anhören die seinen Worten gebührt.“

Der Indianer schien eine Weile unschlüssig zu sein. Dann trat er aber zu Treuherz und Ruhig, setzte sich zu ihnen und neigte sich vor, so daß sein Kopf die ihrigen berührte.

„Die Lage ist bedenklich und ich kann nur über wenige Augenblicke verfügen. Meine Brüder mögen mich aufmerksam anhören! Ich muß zum Calli des Schwarzen Vogels zurückkehren, wo mich meine Freunde und Verwandte erwarten. Hören meine Brüder?“

„Wir hören,“ antworteten beide Männer einstimmig.

Ehe der Schwarze Hirsch fortfuhr, schritt er durch das Zimmer, untersuchte die Wände und öffnete die Thüren, als ob er fürchte, belauscht zu werden. Nachdem er sich wahrscheinlich überzeugt, daß seine Furcht ungegründet sei, kehrte er zu den beiden Weißen zurück, die seinen Bewegungen neugierig gefolgt waren, und flüsterte ihnen, wahrscheinlich aus besondrer Vorsicht, leise zu:

„Den Antilopen-Comanchen droht eine große Gefahr.“

„In wiefern, Häuptling?“

„Die Apachen bewachen die Umgebung des Dorfes.“

„Woher wißt Ihr das?“

Der Schwarze Hirsch blickte sich im Zimmer um und fuhr dann noch leiser fort:

„Ich habe sie gesehen.“

„Mein Bruder hat die Apachen gesehen!“

Der Häuptling lächelte schlau.

„Ja,“ sagte er, „der Schwarze Hirsch ist ein großer Krieger und besitzt einen ebenso feinen Geruch wie die Rastreros meines Bruders; er hat den Feind gewittert. Wittern ist für einen Krieger dasselbe, wie sehen.“

„Ja, mein Bruder sehe sich aber vor? Die Leidenschaft ist eine böse Rathgeberin,“ entgegnete Treuherz; „vielleicht hat er sich geirrt.“

Der Schwarze Hirsch zuckte verächtlich die Achseln.

„Heute Nacht war im Walde kein Windhauch zu spüren; trotzdem bewegte sich das Laub der Bäume und wogte das hohe Gras.“

„Uah! Dies ist freilich wunderbar,“ sagte Treuherz. „Ein Abgesandter der Bisam-Apachen befindet sich gegenwärtig im Dorfe; in dem Falle würden wir das Opfer eines abscheulichen Verrathes sein.“

„Der Blaue Fuchs ist ein Verräther, der sein Volk verleugnet hat,“ fuhr der Indianer eifriger fort; „was kann man von einem solchen Menschen erwarten? Er ist hierher gekommen, um die Tapferen zu zählen und die Krieger einzuschläfern.“

„Ja,“ sagte Treuherz nachdenklich, „das ist wohl

möglich. Was ist aber zu thun, hat mein Bruder mit den Häuptlingen gesprochen?"

„Ja. Während der Blaue Fuchs den Haschesto aufforderte, den Rath zu versammeln, hat der Schwarze Hirsch mit dem Schwarzen Vogel, dem Springenden Panther und dem Fuchs gesprochen."

„Gut, was haben sie beschlossen?"

„Man will den Blauen Fuchs unter irgend einem Vorwande als Geißel da behalten. Bei Sonnenuntergang sollen zweihundert auserwählte Krieger unter dem Befehle Treuherz' und geführt von dem Schwarzen Hirsche den Feind überfallen, der, so lange sein Abgeordneter im Dorfe weilt, keinen Verdacht schöpfen wird und in die Schlinge gerathen muß, die wir ihm stellen."

Treuherz schwieg eine Weile und dachte nach.

„Mein Bruder, höre mich an," sagte er nach einer Weile. „Ich bin bereit, die Befehle des Rathes der Sachem des Stammes zu vollbringen; will aber die Krieger, deren Führung man mir anvertraut, nicht unnöthig abschlachten lassen. Die Bisam-Apachen sind alle geschwätzige, schnatternde Weiber, ohne Muth, welchen wir, so oft sie uns in der Prairie begegnen, Weiberröcke anbieten werden. Hier ist aber die Sache eine andere; sie haben sich im Voraus in einen Hinterhalt gelegt, dessen Vortheile sie genau kennen. So gut meine jungen Männer von meinem Bruder auch geführt werden, müssen sie von den Apachen aufgespürt werden und das darf nicht sein."

„Was denkt mein Bruder zu thun?“ fragte der Schwarze Hirsch mit unverkennbarer Angst.

„Die Sonne hat zwei Drittheile ihres Laufes zurückgelegt; der Schwarze Hirsch wird die Krieger persönlich auffordern, einzeln nach dem Berge des Keien-Epetel (des Schwarzen Bären) eine Stunde nach Sonnenuntergang zu gehen. Auf solche Weise können sie sich wie zur Jagd entfernen, ohne Verdacht zu erwecken. Niemand wird sie fortgehen sehen, und wenn der Feind, was ich für wahrscheinlich halte, Spione im Lager hat, wird er schwerlich annehmen, daß Jäger, die nach verschiedenen Richtungen fortgezogen sind, die Absicht haben könnten, sie zu überfallen. Wenn dann die Sonne am Horizonte verschwunden ist, um sich in die heilige Höhle des Rothen Berges zu versenken, werden mein Bruder, der bleiche Jäger und ich auf's Pferd steigen und uns mit den Rothhäuten vereinigen. Habe ich gut gesprochen? Gefällt meinem Bruder, was ich gesagt habe?“

Während Treuherz auf solche Weise den eben entworfenen Plan auseinander setzte, legte der indianische Häuptling die Zeichen der größten Freude und ungetheiltesten Bewunderung an den Tag.

„Mein Bruder hat gut gesprochen,“ antwortete er. „Der Wacondah spricht aus ihm, und seine Medicin ist gewaltig, obwohl sein Haar schwarz ist. Die Weisheit des Herrn des Lebens ist in ihm; es wird geschehen, wie er gesagt hat. Der Schwarze Hirsch

wird gehorchen; er wird die Weisungen seines Bruders Treuherz pünktlich befolgen."

„Gut! Mein Bruder, sei vorsichtig, denn der Blaue Fuchs ist sehr schlau!"

„Der Blaue Fuchs ist ein Apachenhund, welchem der Schwarze Hirsch die Ohren abschneiden wird. Mein Bruder der Jäger sei unbesorgt. Es soll Alles geschehen, wie er es wünscht."

Nachdem sie sich noch genauer verständigt und die nothwendigsten Maßregeln mit einander besprochen hatten, entfernte sich der Schwarze Hirsch.

„Kommt Ihr mit mir, Ruhig?" fragte der junge Mann den Canadier, sobald sie allein waren.

„Ihr werdet doch nicht daran zweifeln? was Teufel sollte ich denn während Eurer Abwesenheit angeben? Ich ziehe vor, mitzugehen und zwar um so mehr, als es heiß hergehen wird, wenn ich nicht irre."

„Darin irrt Ihr keineswegs. Es scheint mir erwiesen, daß sich die Apachen nicht so nahe an das Dorf gewagt haben würden, wenn sie nicht in bedeutender Anzahl gekommen wären."

„In dem Falle sind zweihundert Mann keine ausreichende Zahl."

„Warum das? Bei einem Ueberfalle ist stets der Angreifer im Vortheil. Wir müssen darauf sehen, der angreifende Theil zu sein; das ist Alles."

„Das ist allerdings wahr, und ich freue mich auf das Unternehmen; ich habe seit langer Zeit kein Pulver gerochen und fühle, daß ich ganz einroste. Dadurch werde ich mich anfrischen.“

Bei diesem Einfalle konnte sich Treuherz nicht enthalten zu lachen; Ruhig stimmte ein, worauf sie auf andre Gegenstände übergingen.

Vierzehntes Kapitel.

Zwei Feinde.

In den hochgelegnen Landstrichen Amerika's bricht die Nacht fast ohne Uebergang ein, man kennt keine Dämmerung, sobald die Sonne am Horizont verschwunden ist, herrscht vollständige Finsterniß. Zu der Jahreszeit, wo die Erzählung spielte, die wir hier berichten, ging die Sonne um sieben Uhr unter.

Eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang verließen Treuherz und Ruhig auf treffliche Mustangs reitend, den Rancho, gefolgt von No Eusebio, der durchaus dabei sein wollte, und den weder Bitten noch Ermahnungen zurückhalten konnten.

Sie waren kaum wenige Schritte geritten, als der Canadier die Hand auf den Zügel des Pferdes seines Begleiters legte.

„Was wollt Ihr?“ fragte dieser.

„Nehmen wir unsre Begleiter nicht mit?“ fragte der Jäger.

„Haltet Ihr es für nöthig?“

„Ich glaube, daß Sie uns, den Mönch etwa ausgenommen, der zu nicht viel zu gebrauchen ist, als kräftige Burschen mit ihren Rifles von Nutzen sein werden.“

„Richtig, hole sie herbei und theile ihnen in Kürze mit, um was es sich handelt.“

„Glaubt Ihr, daß der Abmarsch einer so zahlreichen Truppe den Verdacht des blauen Fuchses, der wahrscheinlich in der Nähe umherstreift, nicht erregen wird?“

„Keineswegs; es sind Weiße und Jäger, und er würde nur dann mißtrauisch geworden sein, wenn er indianische Krieger fortziehen sähe. Von ersteren wird er nimmermehr glauben, daß sie seinen Verrath entdeckt haben.“

„Ihr habt Recht, und es ist auf jeden Fall besser, das Wagniß zu bestehen; erwartet mich hier, in zehn Minuten bin ich wieder da.“

„Abgemacht, geht.“

Ruhig entfernte sich rasch, während Treuherz und No Eusebio in einiger Entfernung ihre Pferde anhielten.

Die Abenteurer nahmen den Vorschlag Ruhig's mit Freuden an; denn für solche Menschen ist eine Schlacht ein Fest, besonders wenn es gilt die Indianer zu schlagen; zehn Minuten waren kaum verstrichen,

als der Canadier bereits zu dem jungen Manne zurückkehrte.

Die kleine Truppe setzte ihren Marsch stillschweigend fort und verließ das Dorf.

Treuherz hatte sich geirrt, als er voraussetzte, daß es den blauem Fuchse nicht auffallen würde, wenn er die weißen Jäger abziehen sähe.

Der Indianer beobachtete, der Gewohnheit aller derjenigen gemäß, die eine Verrätherei im Schilde führen, alle Bewegungen der Dorfbewohner genau, sein mißtrauischer Sinn schöpfte bei der geringsten Veranlassung und dem unbedeutendsten Worte Verdacht.

Trotz der großen Vorsicht, deren sich die Comanchen-Häuptlinge befleißigt hatten, wurde der Apachen-Häuptling bald inne, daß man ihn beobachte und er, obwohl dem Anscheine nach frei, doch gefangen wäre.

Er gab sich den Anschein nichts bemerkt zu haben, und begnügte sich, mit verdoppelter Aufmerksamkeit zu beobachten.

Im Laufe des Tages, der eben verflossen war, hatte er mehre Krieger auf's Pferd steigen und zu Zweien, Dreien oder Vieren das Dorf verlassen und dem Walde zureiten sehen.

Keiner jener Krieger war bei Sonnenuntergang in das Atepelt zurückgekehrt. Jener Umstand gab dem Indianer viel Stoff zum Nachdenken und endlich gelangte er zu dem Schlusse, daß man seine Pläne entdeckt und denselben entgegen zu arbeiten beschlossen

habe, indem man versuche diejenigen zu überfallen, welche ihnen eine Grube hatten graben wollen, die Entfernung der weißen Jäger würde die letzten Zweifel des Häuptlings beseitigt haben, wenn er deren noch gehegt hätte.

Die Lage erschien ihm nicht allein sehr bedenklich, sondern auch gefährlich und er fühlte, daß sein Scalp auf dem Spiele stehe. Die Comanchen-Krieger würden jedenfalls, sobald sie von ihrem Streitzuge heim kehrten, den Scalp-Tanz tanzen, bei welchem der Apachen-Häuptling, der sie auf eine geschickte Weise hatte hintergehen wollen, die Hauptrolle spielen würde.

Der blaue Fuchs war für seinen Muth in der Schlacht ebenso berühmt, wie für seine Klugheit im Rathe, man erzählte sich von ihm Züge außerordentlicher Verwegenheit und Kühnheit, doch war sein Muth kalt und berechnet, ordnete sich stets den Verhältnissen unter, d. h. der blaue Fuchs setzte wie jeder Indianer, unbedenklich die List und Falschheit an die Stelle des Muthes, und fand es eben so lächerlich als überflüssig sein Leben zu gefährden.

Der blaue Fuchs kauerte vor dem Eingange des Ehrencalli, den ihm die Comanchen angewiesen hatten, so lange er bei ihnen weilte, und rauchte gleichmüthig sein Calumet, als die weißen Jäger vorüber kamen.

Bei ihrem Anblicke verrieth er weder Ueberraschung noch Neugierde, sondern folgte ihnen mit einer unmerk-

lichen Wendung des Kopfes bis sie im Dunkel verschwunden waren.

Wir haben bereits gesagt, daß die Nacht dunkel und das Dorf fast ganz verödet war. Die Indianer hatten sich in das Innere ihrer Wohnungen zurückgezogen, nur in langen Zwischenräumen ließ sich ein einzelner Indianer blicken, der mit hastigen Schritten über den Platz eilte, um sich in seine Wohnung zu verschließen.

Der Blaue Fuchs kauerte noch immer vor seinem Calli und fuhr gleichmüthig fort zu rauchen, bis allmählich die Hand, welche das Calumet hielt, auf seine Kniee sank, sein Kopf auf die Brust fiel und es den Anschein hatte, als ob der Apachen-Sachem, wie es den Indianern häufig widerfährt, dem narkotischen Einflusse des Morricho nachgegeben und eingeschlafen sei.

Es verstrich eine geraume Zeit, ohne daß sich der Indianer regte.

Schlief der Häuptling wirklich?

Niemand hätte es zu sagen vermocht. Sein Athem war ruhig und gleichmäßig, seine Stellung ungekünstelt, und es hatte ganz das Ansehn, als habe ihn der Schlaf überrascht.

So oft indessen ein ungewöhnlicher Laut an sein Ohr schlug, bebten seine Glieder unmerklich und sein scheues Auge öffnete sich halb, vielleicht nur aus dem angebornen Triebe der Selbsterhaltung, der den India

nern in solchem Grade eigen ist. Unserer unmaßgeblichen Meinung nach geschah es vielmehr, um umher zu spähen, und wir denken, daß Jedermann, der die durchdringenden Blicke bemerkt hätte, die er in jenen Augenblicken um sich warf, uns Recht gegeben haben würde. Seine Augen schienen die Dunkelheit zu durchleuchten.

Plötzlich wurde der Vorhang des Calli zurückgeschlagen, und eine Hand legte sich schwer auf die Schulter des angeblichen Schläfers.

Der Häuptling zuckte bei der Berührung, welche er weit entfernt gewesen zu erwarten, zusammen und fuhr auf, als habe ihn eine Schlange gebissen.

„Die Nächte sind kühl," ließ sich eine höhnische Stimme unangenehm vor den Ohren des Blauen Fuchses vernehmen, „der Thau fällt reichlich und erkältet das Blut, mein Bruder thut Unrecht im Freien zu schlafen, da ihm doch ein geräumiges, bequemes Calli zu Gebote steht."

Der Blaue Fuchs dämpfte mit Mühe das Feuer seiner Blicke, glättete seine Züge und antwortete im gedehnten Tone eines Menschen, der eben vom Schlafe erwacht.

„Ich danke meinem Bruder für seine gutgemeinte Warnung, die Nächte sind in der That sehr kühl, und es ist wirklich besser in einem Calli zu schlafen als unter freiem Himmel."

Er erhob sich ohne weitre Einwendungen und

trat mit der ruhigen Miene eines Mannes in seine Hütte, der einen nützlichen Rath erhalten hat.

Im Innern des Calli brannte ein großes Feuer, und dasselbe war außerdem durch eine in den Boden gepflanzte Fackel von Ocotenholz erhellt, dessen röthlich flackernder Schein allen Gegenständen eine blutige Färbung verlieh.

Der Mann, dessen wohlmeinender Rath den Blauen Fuchs überrascht hatte, ließ den Vorhang hinter sich fallen und trat hinter dem Häuptling ein.

Jener Mann war der Schwarze Hirsch. Er kauerte sich, ohne ein Wort zu sagen, an das Feuer und beschäftigte sich damit, die glimmenden Holzscheite symmetrisch zu ordnen.

Der Blaue Fuchs betrachtete ihn eine Weile mit seltsamer Miene, trat dann zu ihm und blieb neben ihm stehen.

„Meine Brüder, die Antilopen-Comanchen sind große Krieger," sagte er mit einem leisen Anfluge von Ironie, „sie verstehen besser als jedes andre Volk die Gastfreundschaft auszuüben."

„Die Antilopen-Comanchen" antwortete der Schwarze Hirsch gleichmüthig, „wissen, daß der Blaue Fuchs ein berühmter Häuptling und wackrer Krieger der Bisam-Apachen ist, und machen es sich zur Pflicht ihn zu ehren."

Der Häuptling verneigte sich.

„Ihre Aufmerksamkeit geht so weit, daß sich ein

so großer Krieger, wie mein Bruder, für verpflichtet hielt, meinen Schlummer zu bewachen?"

„Mein Bruder ist der Gast der Antilopen und als solcher berechtigt, jede Rücksicht zu verlangen."

Die beiden Häuptlinge hatten, wie ein Paar erfahrene Kämpen, ihre Klingen gekreuzt, und nachdem sie erkannt, daß sie einander vollkommen gewachsen waren, wichen sie Beide einen Schritt zurück und suchten nach einem andren Schauplatze für ihren Kampf.

„Mein Bruder wird also bei mir in meinem Calli bleiben," fuhr der Blaue Fuchs fort.

Der Häuptling nickte bejahend.

„Uah! ich weiß, aus welchem Grunde die Comanchen-Sachem also gegen mich verfahren, sie wissen, daß der Schwarze Hirsch und der Blaue Fuchs, obwohl sie beide von verschiedenen Stämmen aufgenommen wurden, doch von Geburt Brüder und Kinder der großen und gewaltigen Nation der Schlangen-Pawnees sind. Sie haben daher geglaubt, daß die beiden Häuptlinge sich mit Vergnügen mit einander unterhalten würden, um sich ihrer ersten Jugend zu erinnern."

„Mein Bruder wird die Sachem seines Volkes im Namen des Blauen Fuchses für eine Höflichkeit danken, die ich weit entfernt war von ihnen zu erwarten."

„Mein Bruder hat den Zunamen der „Fuchs" erhalten," entgegnete der Comanche in beißendem Tone, „seine Schlauheit ist groß."

„Was meint mein Bruder,“ fuhr der Apache mit der verwundertsten Miene, die er anzunehmen vermochte, fort.

„Ich sage die Wahrheit, und mein Bruder weiß es wohl,“ antwortete der Schwarze Hirsch, „warum wetteifern wir unter einander an Schlauheit, da wir uns doch gut genug kennen. Mein Bruder höre mich an. Die Antilopen=Comanchen sind nicht wie die Apachen meiner unerfahrnen Kinder, sie wissen recht gut, zu welchem Zwecke mein Bruder bis in ihr Winterdorf gekommen ist.“

„Aha!“ entgegnete der Häuptling, „ich vernehme das Lied des Spottvogels vor meinem Ohre, verstehe aber nicht, was er meint.“

„Mag sein, um aber jedem Mißverständnisse zuvor zu kommen und die Zweifel meines Bruders zu heben, will ich offen mit ihm reden.“

„Versteht sich mein Bruder darauf?“ entgegnete der Indianer höhnisch.

„Der Häuptling wird selbst darüber urtheilen. Bereits seit mehren Monden bestreben sich die Bisam=Apachen sich an den Comanchen wegen einer Niederlage glänzend zu rächen, die sie durch die Krieger meines Volkes erlitten haben, aber die Apachen sind alte geschwätzige Weiber und verstehen sich nicht einmal auf die List; die Comanchen werden ihnen Weiberröcke geben und sie in den Wald schicken ihr Holz zu sägen.“

Bei dieser tödtlichen Beleidigung runzelte der Häuptling die Stirn und sein Auge blitzte zornig auf, doch gelang es ihm, sich zu bezwingen.

Er richtete sich mit Würde empor, hüllte sich stolz in seinen Bisammantel und sagte:

„Mein Bruder, der Schwarze Hirsch, vergißt, mit wem er redet, der Blaue Fuchs ist von seinem Volke an die Comanchen abgesendet, er steht unter dem Schutze des Totem der Antilopen, und hat aus ihrem heiligen Calumet geraucht, seine Person ist daher unantastbar.“

„Der Apachen-Häuptling irrt sich,“ antwortete der Schwarze Hirsch mit verächtlichem Lachen, „er ist nicht der Abgesandte eines tapfren Volkes, sondern der Spion einer Rotte toller Hunde. Während der Blaue Fuchs bemüht ist, die Comanchen-Sachem zu hintergehen und sie in trügerische Sicherheit zu wiegen, lauern die Apachenhunde wie Maulwürfe im hohen Grase, während sie das Zeichen erwarten, das ihre wehrlosen Feinde in ihre Hände liefern soll.“

Der Blaue Fuchs blickte sich im Kreise im Calli um, sprang auf wie ein Jaguar und stürzte sich mit geschwungnem Messer auf seinen Feind.

„Stirb, Du Hund,“ knirschte er.

Der Schwarze Hirsch hatte sich, seit dem Beginn der seltsamen Unterhaltung, nicht gerührt, sondern war ruhig am Feuer sitzen geblieben, verfolgte aber mit den Blicken jede Bewegung des Apachen-Häupt-

lings, und als Letzterer mit aller Gewalt über ihn her stürzte, warf er sich rasch zur Seite, umfaßte den Häuptling mit seinen nervigen Armen und Beide rollten wie zwei in einander geschlungene Schlangen zu Boden.

Sie fielen gegen die Fackel, welche sie umwarfen und auslöschten, so daß der fürchterliche Zweikampf schweigend beim unsicheren Schein des Feuers fortgesetzt wurde, und die Gegner bemüht waren, einander gegenseitig zu erdolchen.

Beide waren ungefähr von gleichem Alter, und einander so wohl an Kräften als an Gewandtheit gewachsen. Sie verschmähten, während des erbitterten Kampfes, der offenbar nur mit dem Tode des Einen oder Anderen enden konnte, die Kunstgriffe, deren man sich gewöhnlich im Zweikampfe bedient, und fragten wenig danach, ob sie ihr Leben einbüßten, wenn der Feind nur den Todesstoß erhielt.

Der Schwarze Hirsch hatte indessen vor seinem von der Wuth verblendeten Gegner, der keine seiner Bewegungen berechnete, einen großen Vorzug voraus. Während Letzterer der blinden Leidenschaft, mit welcher er den Feind überfiel, nothwendig selbst zum Opfer fallen mußte, war Ersterer vollkommen Herr seiner selbst, handelte nur mit der größten Mäßigung, und hielt seinen Feind dergestalt umfaßt, daß er ihm beide Arme an den Leib preßte, und ihn dadurch völlig unfähig machte, sich zu wehren. Das Bestreben

des Schwarzen Hirsches ging dahin, seinen Feind in die Feuergluth des Herdes in der Mitte des Calli zu stürzen.

Sie rangen schon geraume Zeit Fuß an Fuß und Brust an Brust mit einander, ohne daß man hätte entscheiden können, wer den Sieg davon tragen würde, als sich plötzlich der Eingangsvorhang öffnete, und ein greller Lichtschein in das Innere der Hütte drang.

Mehre Männer traten ein: es waren Comanchen-Krieger. Sie kamen später als verabredet war, denn Alles, was bisher geschehen war, hatten sie gemeinsam besprochen, waren aber durch wichtige Gründe abgehalten worden. Jetzt eilten sie herbei: fünf Minuten später wäre ihr Dazwischentreten überflüssig gewesen, denn entweder hätten sie einen der Kämpfenden todt gefunden, oder wohl gar zwei Leichen angetroffen, so groß war die Erbitterung und Wuth mit welcher der entsetzliche Kampf gekämpft wurde.

Sobald der Blaue Fuchs sah, daß sein Feind Hülfe bekam, erfaßte er die Lage auf den ersten Blick, und gab sich verloren, doch verließ ihn im letzten Augenblicke die angeborne Kaltblütigkeit und Arglist der Indianer nicht. Wie bitter sich auch ein Paar Feinde hassen mögen, tödten die Rothhäute doch nie einen Gegner, der sich offen für besiegt erklärt.

Der Apachen-Häuptling leistete daher, sobald er die Comanchen erblickte, keinen Widerstand mehr, ließ

die Arme sinken, welche den Schwarzen Hirsch mit eiserner Gewalt umfaßt hielten, und seine Bewegungen hemmte, warf dann den Kopf zurück, schloß die Augen und blieb unbeweglich.

Der Blaue Fuchs wußte, daß man ihn als Gefangenen betrachten und für den Marterpfahl bestimmen würde, doch hoffte er, bis zu seiner Hinrichtung entkommen zu können, trotz aller Wachsamkeit, mit welcher man ihn hüten würde: er wollte das letzte Rettungsmittel, was ihm zu Gebote stand, nicht verscherzen.

Der Schwarze Hirsch stand halb betäubt, von dem überstandenen Kampfe auf, statt aber seinen entwaffneten Feind, der zu seinen Füßen lag, zu tödten, steckte er sein Messer wieder in den Gürtel.

Der Apache hatte sich in seiner Voraussetzung nicht geirrt: bis zu seiner Todesstunde hatte er von seinem Feinde nichts mehr zu fürchten.

„Der Blaue Fuchs ist ein echter Tapferer, und hat sich geschlagen wie ein wackerer Krieger," sagte der Schwarze Hirsch, „er wird müde sein. Er kann aufstehen, der Comanchen-Häuptling wird ihn mit der Achtung behandeln, welche er verdient."

Bei diesen Worten reichte er ihm hülfreich die Hand. Der Apache machte nicht Miene, seine Waffen aufzuheben, sondern ergriff ungescheut die dargebotene Hand und stand auf.

„Die Comanchen-Hunde werden einen Krieger

sterben sehen," sagte er mit einem höhnischen Lächeln. „Der Blaue Fuchs spottet ihrer Qualen, sie sind nicht im Stande seine Muskeln zucken zu lassen."

„Gut! mein Bruder wird sehen!" hierauf wandte sich der Schwarze Hirsch zu den Kriegern, die stumm und unbeweglich in geringer Entfernung standen und fragte: „wenn soll jener Krieger sterben?"

„Morgen, bei Sonnenuntergang," antwortete der älteste Indianer lakonisch.

„Mein Bruder hat gehört," fuhr der Schwarze Hirsch fort, „hat er etwas einzuwenden?"

„Ja."

„Mein Bruder kann reden, unsere Ohren stehen offen."

„Der Blaue Fuchs fürchtet nicht den Tod; ehe er aber in die seligen Prairien unter dem mächtigen Auge des Wacondah auf die Jagd geht, hat er auf Erden noch mehr wichtige Geschäfte zu beenden."

Die Comanchen nickten bejahend.

„Der Blaue Fuchs," fuhr der Apachen-Häuptling fort, „muß zu den Kriegern seines Volkes zurückkehren."

„Wie lange wird der Häuptling abwesend sein?"

„Einen vollen Mond."

„Gut . . . . . auf welche Weise wird der Häuptling sein Versprechen so verbürgen, daß die Comanchen auf dasselbe bauen können?"

„Der Blaue Fuchs läßt ihnen eine Geißel."

„Der Sachem der Bisam-Apachen ist ein großer Tapferer, welcher Krieger seines Volkes wird ihn ersetzen, und an seiner Stelle sterben können, wenn er vergessen sollte, sein Wort zu halten?“

„Ich lasse Euch Fleisch von meinem Fleische, Blut von meinem Blute, Gebein von meinem Gebeine!... Mein Sohn wird an meine Stelle treten.“

Die Comanchen wechselten einen bedeutsamen Blick.

Es folgte eine lange Pause. Der Apache wartete, stolz in seinen Bisammantel gehüllt, mit so gleichmüthiger Miene, auf die Entscheidung, daß seine unbeweglichen Züge auch nicht die leiseste Regung seines Innern verriethen.

Endlich ergriff der Schwarze Hirsch das Wort.

„Mein Bruder hat mich an unsere ersten Jugendjahre erinnert, an die Zeit, wo wir Beide als Kinder bei den Schlangen Pawnees weilten, und mit einander den Schwarzen Hirsch und den Affhatha in den Prairien des oberen Missouri jagten. Die Kinderjahre sind die schönsten; mein Herz hat bei den Worten meines Bruders freudig geschlagen; ich will gut gegen ihn sein. Sein Sohn wird ihn, trotzdem er noch sehr jung ist, ersetzen; er kann kriechen wie die Schlange, und sich hoch aufschwingen wie der Adler. Sein Arm ist stark im Kampfe, doch mag sich der Blaue Fuchs bedenken, ehe er sich bindet, denn wenn mein Bruder am Abende der achtundzwanzigsten

Sonne seinen Platz am Marterpfahle nicht eingenommen hat, wird sein Sohn sterben!“

„Ich danke meinem Bruder,“ sagte der Apache in entschlossenem Tone; „am Abende der achtundzwanzigsten Sonne werde ich wieder hier sein, da, meine Hand darauf.“

„Hier die meinige.“

Die Feinde drückten einander die Hände herzlich, welche noch vor Kurzem so eifrig strebten sich gegenseitig das Leben zu nehmen. Hierauf löste der Blaue Fuchs den Riemen von Klapperschlangenhaut, der sein langes Haar helmförmig auf seinem Wirbel festhielt, zog die Feder des weißköpfigen Adlers, die er über dem rechten Ohre trug, heraus und sagte:

„Mein Bruder leihe mir sein Messer.“

„Dasjenige meines Bruders liegt zu seinen Füßen,“ entgegnete der Comanche höflich; „ein so wackrer Krieger darf nicht waffenlos sein, er mag es aufheben.“

Der Häuptling bückte sich, nahm seine Waffe auf und steckte sie wieder in den Gürtel.

„Hier ist die Feder eines Häuptlings,“ sagte er, indem er dem Schwarzen Hirsche die Feder reichte, hierauf schnitt er eine Locke seines langen Haares ab, das jetzt entfesselt auf seine Schultern wallte, und fügte hinzu: „Mein Bruder hebe dieses Haar auf, es bildet einen Theil des Scalp, der ihm gehört, der Häuptling wird zur bestimmten Zeit seine Unterpfänder zurückfordern.“

„Gut," entgegnete der Comanche, indem er das Haar und die Feder an sich nahm, „mein Bruder folge mir."

Die Comanchen, welche gleichmüthige Zuschauer des Auftrittes waren, schüttelten ihre Fackeln, um sie heller brennen zu lassen, und sämmtliche Indianer verließen das Calli, um sich nach der Medicinhütte zu begeben.

Dieselbe befand sich, wie gesagt, im Mittelpunkte des Dorfes auf einem ziemlich geräumigen Platze, zwischen der Arche des ersten Menschen und dem Marterpfahle.

Die Häuptlinge begaben sich in jenem gemessenen, feierlichen Schritte, den sie bei wichtigen Gelegenheiten annahmen, nach dem Marterpfahle.

Aus den Hütten, an welchen sie vorüber kamen, traten die Einwohner, mit Fackeln versehen, heraus. Als die Häuptlinge an den Pfahl kamen, war der Platz mit einer ungeheuern Menschenmenge angefüllt. Die Versammlung war stumm und andächtig, der Anblick des Platzes, von dem blutigen Scheine der zahlreichen Fackeln beleuchtet, deren Flammen der Wind nach allen Richtungen trieb, bot ein eigenthümliches und ergreifendes Schauspiel dar.

Die Häuptlinge blieben am Fuße des Pfahles stehen und bildeten einen Halbkreis, in dessen Mitte sich der Blaue Fuchs stellte.

„Jetzt hat mein Bruder sein Pfand gegeben, er

kann den Sohn des Blauen Fuchses rufen, das Kind wird nicht weit weg sein."

Der Apache lächelte schlau.

„Der kleine Adler folgt immer dem gewaltigen Fluge seines Vaters," antwortete er; „die Krieger mögen rechts und links bei Seite treten, damit er kommen könne!"

Auf einen Wink des Schwarzen Hirsches entstand eine Bewegung in der Menge, welche sich rechts und links trennte und eine breite Bahn in ihrer Mitte frei ließ.

Der Blaue Fuchs legte nun die Finger seiner rechten Hand an den Mund und ahmte zu drei verschiedenen Malen den Schrei des Wassersperbers nach.

Bald antwortete ein ähnlicher aber schwacher und kaum vernehmbarer Schrei.

Der Häuptling wiederholte seinen Ruf, dieses Mal ließ die Antwort nicht auf sich warten und erfolgte deutlich und vernehmlich.

Der Apache gab zum dritten Mal das Zeichen, worauf die Antwort bedeutend näher erfolgte.

„Man hörte die raschen Hufschläge eines Pferdes und im nächsten Augenblicke kam ein indianischer Krieger mit verhängtem Zügel herangesprengt; er blieb am Fuße des Pfahles stehen, sprang vom Pferde, stellte sich auf die rechte Seite des Blauen Fuchses und sagte:

„Hier bin ich!"

Jener Krieger war der Sohn des Apachen-Häuptlings. Es war ein junger Mann von sechszehn bis siebenzehn Jahren, dessen Gestalt schlank und groß, dessen Züge schön, dessen Blick stolz und dessen Haltung edel, einfach und frei von Prahlerei war.

„Jener Knabe ist mein Sohn," sagte der Blaue Fuchs, indem er ihn den Comanchen-Häuptlingen bezeichnete.

„Gut," antworteten diese mit einer höflichen Verbeugung.

„Ist mein Sohn bereit, statt seines Vaters, als Geißel da zu bleiben?" fragte der Schwarze Hirsch.

Der junge Mann nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Mein Sohn weiß, daß er für den Vater sterben muß, wenn derselbe sein Versprechen nicht hält."

Ein verächtliches Lächeln umflog die Lippen des jungen Mannes.

„Ich weiß," sagte er.

„Und mein Sohn ist es zufrieden?"

„Ich bin es zufrieden."

„Gut," erwiderte der Häuptling, „mein Sohn sehe her."

Er trat an den Pfahl und nagelte die Feder und die Haarlocke, die er vom Blauen Fuchs erhalten hatte, an denselben.

„Diese Feder und diese Haare werden hier bleiben bis sie derjenige, dem sie gehören, zurückfordert," sagte er.

Jetzt ergriff der Apachen-Häuptling das Wort.

„Ich schwöre bei meinem Totem, daß ich zur bestimmten Zeit zurückkehren will.“

„Uah! mein Bruder ist frei,“ fuhr der Schwarze Hirsch fort. „Hier ist die Feder eines Häuptlings, sie wird dazu dienen, ihn den Kriegern meines Volkes, denen er vielleicht begegnen wird, zu erkennen zu geben.“

„Mein Bruder mag aber nicht vergessen, daß es ihm verboten ist, mit den in der Nähe des Dorfes lauernden Kriegern seines Volkes zu verkehren.“

„Der Blaue Fuchs wird es nicht vergessen.“

Nachdem er jene kurzen Worte gesprochen, griff der Apachen-Häuptling nach der Feder, welche ihm der Schwarze Hirsch reichte und schwang sich ohne seinen Sohn, der unbeweglich neben ihm stand, eines Blickes oder Wortes zu würdigen, in den Sattel, worauf er, ohne sich umzusehn, auf dem Pferde davonsprengte, das den jungen Krieger hergebracht hatte.

Als er im Dunkel verschwunden war, traten die Häuptlinge zu dem Jüngling, banden ihn und schafften ihn unter der Obhut mehrerer Krieger in die Medicinhütte.

„Jetzt kommt die Reihe an die Uebrigen!“ sagte der Schwarze Hirsch.

Er schwang sich gleichfalls auf's Pferd und verließ das Dorf.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Hinterhalt.

Der europäische Reisende, der, gleichviel welche Striche der alten Welt ihn auch die Neigung getrieben haben mag, zu durchschweifen, an die dürftige Umgebung, welche die Menschen ihrer eigenen Größe angepaßt und die gekünstelte Natur, welche es ihnen gelungen ist zu schaffen, gewöhnt ist, kann sich von dem großartigen und erhabenen Schauspiele, das die amerikanischen Waldungen besonders beim silbernen Lichte der Sterne, wenn Alles schläft oder zu schlafen scheint und nur das Auge Gottes über der Erde wacht, keinen Begriff machen.

Die geheimnißvollen Laute, die sich ohne wahrnehmbare Ursache fortwährend von der Erde zum Himmel erheben und sich gleich den Athemzügen der schlafenden Natur mit dem einförmigen Gemurmel der unsichtbaren Flüsse verbinden, deren stille unbekannte Fluthen unermüdlich über die Kiesel des Flußbettes

gleiten, und der flüsternde Nachtwind, der von Zeit zu Zeit durch die laubigen Wipfel der Bäume streicht und geheimnißvoll in den Blättern rauscht, sind die einzigen Lebenszeichen der Natur.

Jenes tiefe Schweigen der Wildniß, das durch nicht's unterbrochen wird, stimmt die Seele träumerisch und erfüllt sie mit einer andächtigen Bewunderung der erhabenen Werke des Schöpfers.

Wir glauben das Dorf der Antilopen=Comanchen genau genug geschildert zu haben um jetzt, da wir den Faden unsrer Erzählung wieder aufnehmen, nicht genöthigt zu sein, darauf zurückzukommen, wir werden uns daher begnügen, hinzuzufügen, daß dasselbe in Gestalt eines Amphitheaters erbaut war und sich allmählich zum Fluß hinunter senkte.

Vermöge jener Lage konnte der Feind das Dorf nicht einschließen, denn der Zugang zu demselben war vor Ueberfällen sicher gestellt, indem man das Dorf vom Walde gänzlich getrennt hatte.

Treuherz und seine Gefährten schritten langsam, mit dem Gewehr an der Seite, vor, durchspähten die nächste Umgebung genau und hielten sich bereit bei der geringsten verdächtigen Bewegung, die sie im hohen Grase wahrnehmen würden, ein heftiges Feuer zu geben.

Es blieb aber Alles in ihrer Nähe fortwährend still; zuweilen ließ sich das Gebell der Coyoten hören, die den Mond anwinselten oder das Geschrei einer

im Laube verborgenen Eule; hierauf trat wieder die Todtenstille der Wildniß ein.

Zuweilen sahen sie beim bläulichen Schimmer des Mondes nebelhafte Gestalten am Ufer des Flusses auftauchen, doch rührten dieselben offenbar nur von den Raubthieren her, die ihre Höhle verlassen hatten, um zur Tränke zu gehen.

Der Marsch wurde ungehindert fortgesetzt, bis die Abenteurer in das Dickicht traten; dort sahen sie sich plötzlich von so dichter Finsterniß umgeben, daß sie nicht im Stande waren, zehn Schritt weit zu sehn.

Treuherz hielt es nicht für angemessen sich weiter in Regionen hinein zu wagen, die er nicht kannte, und wo sie bei jedem Schritte gewärtig sein mußten, in einen Hinterhalt zu gerathen; die kleine Truppe machte daher Halt.

Man legte die Pferde auf die Seite, fesselte ihnen die Beine und schnürte ihnen die Nüstern mit einem Stricke zu, damit sie weder wiehern, noch sich bewegen konnten. Die Abenteurer schmiegten sich nun ins Gras und harrten mit gespannter Aufmerksamkeit der kommenden Ereignisse.

Von Zeit zu Zeit sahen sie Reiter in gestrecktem Galopp über die, zwischen dem Dorfe und dem Walde befindliche Lichtung eilen. Dieselben schlugen Alle verschiedene Richtungen ein; Einige von ihnen streiften dicht an ihnen vorüber, ohne sie zu sehen; worauf sie

sich in das Dickicht vertieften und im Walde verschwanden.

Mehrere Stunden verstrichen auf diese Weise und die auf der Lauer liegenden Jäger konnten sich den Aufschub, dessen Grund der Leser kennt, nicht erklären; der Mond war unterdessen verschwunden und die Finsterniß noch dichter geworden. Treuherz, der nicht wußte, wie er sich die lange Abwesenheit des Schwarzen Hirsches erklären solle und der befürchtete, daß dem Dorfe ein unerwartetes Unglück widerfahren sei, war im Begriffe den Befehl zur Rückkehr zu geben, als Ruhig, der auf Händen und Füßen in die offne Ebne zurückgekehrt und geraume Zeit als Späher dort geblieben war, wiederkam und sich zu seinen Gefährten gesellte.

„Was geht denn vor?" fragte Treuherz kaum vernehmlich, indem er sich zu seinem Ohre neigte.

„Ich kann es nicht sagen," antwortete der Jäger; „ich begreife es selbst nicht. Vor ungefähr einer Stunde ist plötzlich ein Indianer neben mir aufgesprungen, als wäre er aus dem Boden gestiegen, hat sich auf ein Pferd geschwungen, dessen Nähe ich gleichfalls nicht ahnte, und ist mit verhängtem Zügel nach dem Dorfe davon gesprengt."

„Das ist seltsam!" murmelte Treuherz „und Ihr wißt nicht, wer jener Indianer ist?"

„Ein Apache."

„Ein Apache! unmöglich." . . .

„Das ist es aber was auch mich irre macht. Wie darf ein Apache wagen so allein in das Dorf zu dringen? darunter steckt etwas, was wir nicht wissen, und die verschiedenen Zeichen, welche wir vernommen haben?“

„Jener Mann hat darauf geantwortet.“

„Was ist zu thun?“

„Wir müssen uns Nachricht verschaffen.“

„Ja, aber auf welche Weise?“

„Nun, indem wir zu unsern Freunden zurückkehren.“

Treuherz schüttelte den Kopf.

„Nein,“ sagte er. „Wir müssen ein andres Mittel anwenden. Ich habe dem Schwarzen Hirsch versprochen, ihm bei der Sache zu helfen, und werde mein Wort halten.“

„Offenbar haben sich im Stamme wichtige Vorfälle ereignet.“

„Das glaube ich auch, Ihr kennt die Vorsicht der Rothhäute, wir wollen daher noch nicht verzweifeln. Hört,“ fügte er hinzu und schlug sich vor die Stirne, „es fällt mir Etwas ein, und wir wollen bald wissen, woran wir sind; laßt mich nur machen.“

„Bedürft Ihr unsrer Hülfe?“

„Nicht unbedingt. Ich werde mich nicht aus Eurem Gesichtskreise entfernen, solltet Ihr mich aber in Gefahr sehen, so eilt herbei.“

„Das versteht sich.“

Treuherz nahm einen langen Strick von geflochtenem Leder, der ihm als Schleuder diente, legte den Rifle weg, der ihm bei der Ausführung des kecken Planes, den er im Schilde führte, hinderte, streckte sich auf den Boden und entfernte sich kriechend wie eine Schlange.

Die Ebene war mit abgestorbnen Baumstämmen und ungeheuren Steinblöcken bedeckt, auch hie und da mit langen Furchen durchzogen. Jenes neutrale, so auffallend bewegte Terrain, bot daher alle erdenklichen Mittel einen Hinterhalt aufzustellen oder einen Beobachtungsposten hinzupostiren.

Treuherz machte hinter einem ungeheuren Kegel von rothem Granit Halt, dessen Höhe ihm gestattete, sich aufrecht hin zu stellen, da er von allen Seiten, ausgenommen vom Walde, geschützt war. Von dem im Dickicht etwa verborgenen Feinden hatte er übrigens nicht viel zu fürchten. Die Nacht war so finster, daß der Feind die verschiedenen Bewegungen des Jägers scharf beobachtet haben müßte und ihn nicht einen Augenblick aus den Augen verloren haben dürfte, um seine Gegenwart an dem Orte zu ahnen.

Treuherz war ein Mexikaner und sowie seine Landsleute in der Handhabung gewisser Waffen berühmt sind, hatte er auch seit seiner frühsten Kindheit den Lasso gebrauchen gelernt, jene furchtbare Waffe, vermöge welcher, die mexikanischen Reiter so gefürchtet sind?

Der Lasso oder die Reata, denn die Waffe hat zweierlei Namen, ist eine aus geflochtnem Leder bestehende Schnur, die mit Fett eingeschmiert und geschmeidig gemacht wird. Jene Schleuder ist gewöhnlich fünf und vierzig bis fünfzig Fuß lang, das eine Ende derselben ist mit einer Schlinge versehen, das andre vermittelst eines eisernen Ringes fest an den Sattel geschmiedet; der Reiter umwickelt die rechte Hand mit dem Lasso, schwingt ihn um seinen Kopf herum und spornt sein Pferd an, bis er den Menschen oder das Thier, was er verfolgt, ungefähr auf dreißig bis fünf und dreißig Schritt erreicht hat, worauf er den Lasso dergestalt wirft, daß die Schlinge dem Verfolgten über die Schulter fällt.

Zugleicher Zeit während der Reiter sein Wurfgeschoß schleudert, schwenkt er sein Pferd in entgegengesetzter Richtung herum, so daß der Feind, welchen er gefangen hat, trotz des energischsten Widerstandes umgeworfen und nachgeschleift wird.

Das ist die Bedeutung des Lasso und die Art, wie man sich desselben zu Pferde bedient.

Zu Fuße verfährt man ziemlich auf dieselbe Weise, nur mit dem Unterschiede, daß der Lasseur weiter in Ermangelung der Beihülfe seines Pferdes genöthigt ist, bedeutende Muskelkraft aufzuwenden und zuweilen eine lange Strecke von seinem Feinde fortgeschleppt wird.

Man hat sich in Mexiko, wo jene Waffe allgemein

in Gebrauch ist, natürlich bemüht, Mittel zu finden, um jenen Uebelständen abzuhelfen; das wirksamste besteht darin, den Lasso zu durchschneiden. Deshalb tragen alle Reiter ein langes scharfes Messer in einer Scheide im Bereiche ihrer rechten Hand; da aber ein Reiter, der unvermuthet mit dem Lasso gefangen wird, gewöhnlich erwürgt ist, ehe er Zeit gefunden, nach seinem Messer zu greifen, ist jenes Schutzmittel sehr mangelhaft. Von hundert Reitern, welche bei einem Gefechte oder während einer Verfolgung auf solche Weise gefangen werden, kommen in der Regel fünf und achtzig unbedingt um, während die andern nur durch ein Wunder entkommen, indem ungewöhnliche Geschicklichkeit, Kraft und Geistesgegenwart dazu gehört, um die verderbliche Fessel zu zerschneiden.

Treuherz hatte ganz einfach eine Schlinge an dem Ende seiner Schleuder angebracht, und wollte den ersten Reiter, der in seiner Nähe vorüber käme, mit dem Lasso fangen.

Sobald er hinter dem Felsen angelangt war, wickelte er den langen Lederriemen los, den er um seinen Leib gerollt hatte; fertigte dann die Schlinge mit aller erforderlichen Sorgfalt an, rollte den Lasso um seine rechte Hand und wartete.

Der Zufall schien den Plan des kühnen Jägers begünstigen zu wollen, denn er hatte noch nicht lange gewartet, als er die raschen Hufschläge eines in vollem Laufe herankommenden Pferdes vernahm.

Treuherz lauschte aufmerksam. Das Geräusch kam schnell näher, und bald konnte man die dunkle Gestalt eines Reiters durch die Nacht erkennen.

Die Richtung, welche der Reiter eingeschlagen, nöthigte ihn in geringer Entfernung von dem Granitkegel vorüber zu reiten, hinter welchem der Jäger lauerte.

Letztrer stemmte sich fest auf beide Beine, neigte sich etwas vor und ließ den Lasso um seinen Kopf fliegen.

In dem Augenblicke, wo der Reiter in seine Nähe kam und im Begriffe war vorüber zu eilen, warf Treuherz den Lasso aus.

Die Schnur flog aus der Hand des Jägers und wand sich pfeifend um die Schultern des Reiters, der aus dem Sattel gehoben und unsanft auf die Erde geworfen wurde, ehe daß er wußte wie ihm geschah.

Das im gestreckten Lauf dahin jagende Pferd rannte noch ein Stück weiter, bis es bemerkte, daß es seinen Reiter verloren habe, worauf es den Schritt mäßigte und endlich stehen blieb.

Treuherz war unterdessen mit einem tigerartigen Satze zu dem Manne hingesprungen, den er so unvermuthet zu Boden geworfen hatte.

Derselbe hatte keinen Schrei ausgestoßen, sondern war ruhig an der Stelle liegen geblieben, wo er hingestürzt war.

Treuherz hielt ihn Anfangs für todt, dem war aber nicht so.

Zuerst trug der Jäger Sorge den Ohnmächtigen von der Schlinge zu befreien, die ihm den Hals zuzog und ihm den Athem raubte. Hierauf fesselte er ihn, ohne sich die Zeit zu nehmen, ihn genauer zu betrachten, warf ihn über seine Schultern und trug ihn zu der Stelle, wo ihn seine Gefährten erwarteten.

Letztere hatten das Vorgefallne, wenn nicht gesehen, doch gehört, und obwohl sie das von dem jungen Manne angewendete Mittel kannten, fiel es ihnen doch nicht ein, und sie konnten sich nicht erklären, auf welche Weise der Reiter so plötzlich vom Pferde geworfen worden war.

„Oho!“ sagte Ruhig, „Ihr habt, wie mir scheint einen guten Fang gethan.“

„Das denke ich auch,“ antwortete Treuherz, indem er seine Last zu Boden warf.

„Wie habt Ihr es denn beim Teufel angefangen, ihn so geschickt aus dem Sattel zu heben?“

„Auf die einfachste Weise von der Welt, ich habe ihn mit dem Lasso gefangen.“

„Ich dachte es bei Gott wohl!“ rief der Jäger aus, „wir wollen uns aber doch unsern Fang etwas näher betrachten. Die verteufelten Indianer sind schwer zu bändigen, wenn sie sich in den Kopf gesetzt haben, daß sie den Mund nicht aufthun wollen, und der da wird wahrscheinlich nicht reden wollen.“

„Wer weiß? Wir können ihn deßhalb doch fragen."

„Ja, vorher wollen wir uns aber versichern, wer es ist, denn es würde nicht eben angenehm für uns sein, wenn wir einen unsrer Freunde gefangen hätten."

„Da sei Gott vor," entgegnete Treuherz. Die Jäger neigten sich über den Gefangenen, der wie es schien gegen Alles, was um ihn vorging, vollkommen gleichgültig war.

„Schau!" sagte der Canadier plötzlich, „was haben wir denn da, seht doch her Gevatter, ich glaube bei Gott! daß wir einen Bekannten erwischt haben."

„In der That," antwortete Treuherz, „es ist der Blaue Fuchs."

„Der Blaue Fuchs!" riefen die Jäger verwundert aus.

Die Abenteurer irrten sich nicht, der indianische Reiter, welchen Treuherz so geschickt eingefangen hatte, war in der That der Apachen-Häuptling.

Obwohl sein Sturz heftig gewesen, hatte ihn doch die erlittene Erschütterung nicht vollständig besinnungslos gemacht. Er erwartete mit offnen Augen und gleichmüthiger Miene, ohne eine Klage über die erduldete Behandlung laut werden zu lassen, scheinbar ruhig, was seine Sieger über ihn verhängen würden, indem er es wahrscheinlich unter seiner Würde hielt, das Wort zuerst zu ergreifen.

Nachdem ihn Treuherz eine Weile aufmerksam be-

trachtet hatte, löste er seine Fesseln, trat einen Schritt zurück und sagte:

„Mein Bruder kann aufstehen, nur die alten Weiber bleiben nach einem so unbedeutenden Falle an der Erde liegen.“

Der Häuptling sprang mit einem Satze auf.

„Der Blaue Fuchs ist kein altes Weib,“ sagte er, „sein Herz ist weit, er verlacht den Zorn seiner Feinde, und spottet ihrer ohnmächtigen Wuth, die ihn nicht rühren kann.“

„Wir sind nicht Eure Feinde, Häuptling, und hegen weder Haß noch Groll gegen Euch, Ihr seid im Gegentheil unser Freund. Seid Ihr geneigt unsere Fragen zu beantworten?“

„Ich könnte es umgehen, wenn es mir nicht gefiele.“

„Das glaube ich nicht,“ bemerkte John Davis hohnlachend, „denn wir besitzen sehr wirksame Mittel die Zunge derjenigen zu lösen, die wir ausfragen.“

„Versucht sie an mir,“ entgegnete der Indianer hochfahrend.

„Das kann geschehen,“ entgegnete der Amerikaner.

„Halt!“ sagte Treuherz, „bei dem Allen ist etwas Unerklärliches, was ich ergründen möchte, laßt mich nur machen.“

„Wie Ihr wollt,“ sagte John Davis.

Die um den Indianer geschaarten Abenteurer warteten in ängstlicher Spannung.

„Wie kommt es," fragte Treuherz nach einer Weile, „daß Ihr, die Ihr von den Apachen abgeschickt seid, um Friedensunterhandlungen, mit den Comanchen anzuknüpfen, Euch während der Nacht nicht wie ein Freund, sondern wie ein Dieb, aus dem Dorfe entfernt, der nach vollbrachter That zu entkommen trachtet."

Der Häuptling lachte verächtlich und zuckte die Achseln.

„Warum soll ich Euch erzählen, was geschehen ist, das würde unnöthiger Zeitverlust sein, genug, wenn ich Euch sage, daß ich das Dorf nur mit der Einwilligung sämmtlicher Häuptlinge des Stammes verlassen habe, und daß ich so schnell ritt, beweiset weiter nichts, als daß ich wahrscheinlich Eile hatte dahin zu kommen, wohin ich wollte."

„Hm," brummte der Jäger, „erlaubt mir die Bemerkung, daß Eure Antwort sehr unbestimmt und ungenügend ist."

„Dennoch ist es die einzige, die ich Euch zu geben vermag."

„Und Ihr glaubt, daß wir uns damit begnügen werden?"

„Ihr werdet müssen."

„Vielleicht, indessen hört uns an, wir erwarten den Schwarzen Hirsch jeden Augenblick, und wenn dem so ist, wie Ihr sagt, wird er über Euer Schicksal entscheiden."

„Wie es meinem Bruder, dem bleichen Jäger gefällt, wenn der Comanchen=Häuptling kommt, wird

mein Bruder sehen, daß der Apachen-Sachem keine gespaltene Zunge hat, und nicht lügt, und daß die Worte seines Mundes aufrichtig sind."

In dem Augenblicke ließ sich das, zwischen Treuherz und dem Schwarzen Hirsche verabredete Zeichen vernehmen, der Jäger beantwortete es sofort.

„Jetzt kommt der Häuptling," sagte er zu seinem Gefangenen.

„Gut," antwortete Jener gleichmüthig.

Der Sachem kam in der That fünf Minuten später an die Stelle, wo die Abenteurer versammelt waren.

Sein erster Blick fiel auf den Apachen, der mit verschränkten Armen aufrecht in der Mitte der Weißen stand.

„Was thut der Blaue Fuchs hier?" fragte er verwundert.

„Der Häuptling mag die bleichen Krieger fragen, sie werden ihm anworten."

Der Schwarze Hirsch wandte sich zu Treuherz.

Letzterer stattete ihm, ohne seine Fragen abzuwarten, einen umständlichen Bericht von dem Geschehenen ab, auf welche Weise er sich des Häuptlings bemächtigt, und was er mit ihm besprochen habe.

Der Schwarze Hirsch schien sich eine Zeit lang zu bedenken.

„Warum hat mein Bruder das Erkennungszeichen, welches ich ihm gegeben habe, nicht vorgezeigt?" fragte er ihn.

„Wozu das, da mein Bruder selbst kam?"

Der Comanche runzelte die Brauen.

„Mein Bruder vergesse nicht, daß er sein Wort gegeben hat, und daß der geringste Anschein einer Verrätherei, seinem Sohne das Leben kosten würde."

Ein Schauer durchrieselte die Glieder des Indianers, obwohl sich die steinerne Starrheit seiner Züge keinen Augenblick verleugnete.

„Der Blaue Fuchs hat bei seinem Totem geschworen, ein solcher Eid ist heilig, und er wird ihn halten."

„Ocht! mein Bruder ist frei, er entferne sich ungesäumt."

„Ich muß mein Pferd suchen, das entsprungen ist."

„Hält uns mein Bruder für Kinder, daß er uns solche Dinge sagt?" erwiderte der Schwarze Hirsch zornig. „Das Pferd eines Indianers verläßt seinen Herrn nie; er braucht nur zu pfeifen, so wird es wiederkommen."

Der Blaue Fuchs antwortete nicht. Sein schwarzes Auge blitzte tückisch und zornig auf, doch war das Alles; er neigte sich weit vor, und schien eine Zeit lang zu lauschen. Hierauf schnalzte er mit der Zunge und that einen grellen Pfiff; unmittelbar darauf raschelte es im Gebüsche, und das Pferd des Häuptlings kam herbei und legte seinen schlanken, klugen Kopf auf die Schulter seines Herrn.

Letzterer liebkosete das edle Thier, schwang sich auf den Rücken desselben, drückte ihm die Sporen in die

Seiten, und sprengte mit verhängtem Zügel davon, ohne sich bei den Jägern zu verabschieden, welche über seine plötzliche Entfernung ganz betroffen waren.

John Davis hatte mit rascher Entschlossenheit blitzschnell sein Gewehr angelegt, in der unverkennbaren Absicht dem Flüchtling eine Kugel nachzusenden; der Schwarze Hirsch hielt ihn aber beim Arme fest.

„Mein Bruder schieße nicht," sagte er, „der Knall würde unsere Nähe verrathen."

„Das ist wahr," entgegnete der Amerikaner und senkte sein Gewehr. „Das ist Schade, denn ich hätte mir den Schlingel, mit seiner unheilvollen Neugier, vom Halse geschafft."

„Mein Bruder wird ihn wieder finden," antwortete der Indianer bedeutsam.

„Ich hoffe es, und ich gebe Euch mein Wort, daß, wenn es geschieht, kein Anderer das Ungeziefer umbringen soll, wie ich."

„Niemand wird es versuchen, mein Bruder kann sich darauf verlassen."

„Nur eine solche Versicherung kann mich trösten, daß ich heute eine so kostbare Gelegenheit durch Euch einbüße, Häuptling."

Der Indianer lachte und fuhr fort:

„Ich werde Euch ein anderes Mal erklären, wie es zugeht, daß der Mann frei ist, und sich ungehindert entfernen darf, während wir von einem, durch ihn

aufgestellten Hinterhalt bedroht werden. Für jetzt wollen wir die kostbare Zeit nicht mit leeren Redensarten verlieren, denn es ist Alles bereit. Die Krieger meines Volkes sind auf ihrem Posten, und warten nur auf das Zeichen zum Beginnen des Kampfes, sind meine bleichen Brüder noch gesonnen mich zu begleiten?"

„Gewiß; Häuptling, wir sind nur deswegen hier, Ihr könnt auf uns rechnen."

„Gut, ich muß aber meinen Brüdern vorher sagen, daß sie bedeutender Gefahr entgegen gehen."

„Bah!" entgegnete Treuherz, „das gilt uns gleich, wir sind an Gefahr gewöhnt."

„So steigt auf's Pferd und fort, hier gilt es die Spitzbuben zu hintergehen."

„Aber," bemerkte Treuherz, „fürchtet Ihr nicht, daß der Blaue Fuchs seine Kameraden gewarnt und ihnen verrathen habe, daß ihre List entdeckt sei?"

„Nein, das durfte er nicht, er hat geschworen."

Die Jäger drangen nicht weiter in ihn, denn sie wußten wie gewissenhaft die Indianer die Eide halten, die sie einander gegenseitig schwören, wie ehrlich und aufrichtig sie einer solchen Pflicht nachkommen, und die Antwort des Häuptlings überzeugte sie, daß sie von dem Apachen-Häuptling nichts zu fürchten hatten. Er hatte sich übrigens nach einer andern Richtung entfernt, als wo seine Gefährten versteckt lagen.

Die Pferde wurden sofort aufgehoben, man band sie los und brach auf. Die kleine Truppe verfolgte

einen schmalen Pfad, der sich zwischen zwei hohen, mit dichtem Gras bewachsenen Anhöhen hinzog. Derselbe war ungefähr zwei Kilometer lang, und mündete auf eine Art Waldlichtung, in welcher die Abenteurer Halt machten.

Jene Stelle, welche die Indianer den Sammelplatz der Schwarzen Hirsche nennen, war vom Schwarzen Hirsch einer Anzahl von vierzig auserlesenen Kriegern, als Sammelplatz angewiesen worden, welche die Weißen dort erwarten und mit ihnen vereint weiter gehen sollten.

Jene Vereinigung fand in der Art statt, wie es der Sachem angeordnet hatte. Kaum hatten die Jäger den freien Platz betreten, als die Comanchen hinter dem Gebüsch, wo sie auf der Lauer gelegen hatten, hervortraten und zum Schwarzen Hirsche eilten.

Man verständigte sich über die letzten erforderlichen Maßregeln und jetzt war man im Begriff, den Hinterhalt zu überfallen.

Man ordnete die Krieger in geschlossene Reihen, während Späher einige Schritte voran, und zu beiden Seiten einhergingen, und die Bäume des Waldes genau beobachteten.

„Sie marschirten bereits seit ziemlich einer Stunde, ohne daß ihre Aufmerksamkeit auf irgend eine Weise erregt worden wäre, als plötzlich ein Schuß hinter ihnen fiel.

Im nämlichen Augenblicke knallten, wie auf ein

verabredetes Zeichen, Schüsse von beiden Seiten des Pfades, ein Kugelregen und eine Wolke von Pfeilen, schlug pfeifend auf die Weißen, und auf die Comanchen nieder.

Mehrere Männer fielen, es entstand eine augenblickliche Verwirrung, welche bei einem unerwarteten Angriffe fast unvermeidlich ist.

Treuherz hatte mit der Bewilligung des Schwarzeu Hirsches das Ober-Commando über die Truppe übernommen.

Auf den Befehl des Jägers, trennten sich die Krieger in Pelotons und erwiederten das Feuer nachdrücklich, indem sie sich der Lichtung zuwendeten, wo sie der Feind nicht anfallen konnte, ohne sich zu zeigen; doch hatte man die Unvorsichtigkeit begangen, zu rasch vorzugehen, so daß die Lichtung bereits ziemlich weit hinter ihnen lag, während sich das Feuer der Apachen auf die ganze Strecke des Hohlweges ausdehnte.

Die Kugeln und die Pfeile fuhren fort, auf die Comanchen ein zu regnen, deren Reihen bereits anfingen sich merklich zu lichten.

Treuherz befahl jetzt die Reihen zu öffnen, und sich zu vereinzeln, was eine, während des Krieges in der Vendée in Europa, häufig angewendete Bewegung ist, und welche die Chouans, ohne es zu wissen, den Indianern entlehnt hatten.

Die Reiter trennten sich sofort, und versuchten die Schluchten und Gräben zu überspringen, welche den

Pfad zu beiden Seiten einfaßten, und hinter welchen die Apachen lauerten. Die Weißen sahen sich aber durch die Kugeln und langen Pfeile der Indianer genöthigt zu weichen, verließen ihre Pferde, in der Ueberzeugung sie wieder finden zu können, wenn sie derselben bedürfen würden und traten entschieden den Rückzug an, indem sie von einem Baume zum andern schlüpften, sich nur Schritt für Schritt fortbewegten, und mit ihren unsichtbaren Feinden, ein gut unterhaltenes Feuer austauschten. Letztere, welche sich ihres Sieges für versichert hielten, setzten ihre Angriffe mit einer Beharrlichkeit fort, welche bei wilden Völkern, wo der erste Versuch zu entscheiden pflegt, selten ist.

Sobald die Krieger die Lichtung erreicht hatten, ließ Treuherz seine Leute in einen Kreis treten und bildete dadurch von allen Seiten eine drohende Front gegen den Feind.

Bisher waren die Apachen stumm geblieben, kein Kriegsgeschrei ließ sich vernehmen, kein Rascheln in den Zweigen, kein Zeichen der Vereinigung oder des Commandos wurde laut.

Plötzlich hörte das Schießen auf und die Wildniß wurde wieder still.

Die Jäger und die Comanchen sahen sich mit einem Erstaunen, das an Schrecken grenzte, an. Sie waren in eine Falle gerathen, die ihnen der Feind gestellt hatte, während sie bemüht gewesen waren, demselben zuvor zu kommen.

Es entstand eine ängstliche Stille, deren ergreifende Wirkung keine Feder zu schildern vermag.

Plötzlich ertönten die Hörner und Chi-Chicoués zur Rechten und Linken, Vorn und Hinten! . . . Bei diesem Zeichen erhoben sich die Apachen alle zugleich, indem sie, um sich gegenseitig anzuspornen, in ihre Kriegspfeifen pfiffen und ein lautes Geschrei erhoben.

Die Comanchen waren umringt. Es blieb ihnen nichts übrig, als wacker zu streiten.

Bei dieser furchtbaren Gewißheit konnten sich die unerschrockenen Krieger eines Schauers nicht erwehren, doch faßten sie sich bald und sahen dem gewissen Tode mit Fassung entgegen.

Treuherz und der Schwarze Hirsch hatten ihre Ruhe keinen Augenblick verloren.

Hofften sie noch?

Aber was konnten sie hoffen?

[illegible]

Sechzehntes Kapitel.

Der Scalptanz.

Fern sei von uns der Gedanke, die Menschen nach einem, in Mitten der Wildniß zwischen zwei wilden Völkerstämmen geliefertem Kampfe beurtheilen zu wollen; es ist bei allen civilisirten Völkern ein zu eingewurzeltes Vorurtheil, daß die Indianer wilde Thiere sind, die mit den Menschen nichts gemein haben als die äußere Gestalt, und die man auf jede Weise eben so vernichten muß wie die Raubthiere, ja selbst durch Mittel, welche der Menschlichkeit am Meisten Hohn sprechen, als daß wir versuchen sollten, dagegen etwas einzuwenden. Indessen ließe sich Vieles zu Gunsten jener unglücklichen Völker anführen, welche seit der Zeit, wo ihr Unstern gewollt hat, daß ein genialer Mann das so lange verloren geglaubte Land wiederfinde, stets unterdrückt worden sind.

Es würde uns nicht schwer fallen, wenn wir wollten, den Beweis zu führen, daß die nämlichen Perua-

ner und Mexikaner, welche die nichtswürdigen Abenteurer, die jene Völker beraubten, ohne Umstände als Barbaren bezeichnet haben, sich zur Zeit der Eroberung ihres Landes einer weit vollkommneren Civilisation erfreuten als die war, deren sich ihre Bedrücker rühmen konnten. Dieselben hatten keinen andern Vorzug vor den Indianern, als die Kenntniß der Schießgewehre und die von Kopf zu Fuß schützenden eisernen Rüstungen, mit welchen sie Männern gegenüber traten, die nur in Baumwollstoffe gekleidet waren und keine andren Waffen besaßen als harmlose Pfeile.

Die unglücklichen Indianer wurden durch den blinden Fanatismus und die unersättliche Habgier ihrer Sieger in die Acht der Gesellschaft erklärt und mußten zuletzt nicht allein unter den wiederholten Schlägen ihrer herzlosen Feinde erliegen, sondern stets unter dem Drucke der Verläumdung, die sie zu einem rohen, entmenschten Geschlechte stempelte, fortleben.

Die Eroberung Amerika's ist eine der widrigsten Greuelthaten des grausamen Mittelalters.

Das Blut von Millionen Menschen wurde achtlos vergossen, Reiche auf immer vernichtet, ganze Volksstämme zu Grunde gerichtet, ohne eine andre Spur ihres irdischen Daseins zurückzulassen, als ihr verwittertes Gebein; kurz das volkreiche Amerika fast auf einen Schlag in eine Einöde umgewandelt, in welcher die letzten Ueberreste jenes unglücklichen Ge-

schlechtes plötzlich in die Rohheit zurückgeschleudert, sich in die entlegensten Winkel flüchteten und das unstäte Leben ihrer Vorfahren wieder begonnen, indem sie in fortwährendem Kampfe mit den Weißen blieben, und bemüht waren, ihnen im Kleinen das Unheil zu vergelten, was dieselben seit Jahrhunderten über sie gebracht hatten.

Erst seit wenigen Jahren hat das Schicksal der indianischen Völkerstämme einige Theilnahme erweckt, und man hat verschiedene Wege versucht, nicht sie zu civilisiren, obwohl man sich dieses Vorwandes bediente, sondern sich der ewigen Wiedervergeltung zu entledigen.

Zu dem Zwecke hat man die Unglücklichen in schreckliche Einöden gewiesen, welche zu verlassen ihnen verboten war, hat eine Art Quarantaine cordon gebildet und sobald man inne wurde, daß man auf diesem Wege nicht rasch genug zum Ziele kam, hat man sie mit geistigen Getränken entnervt.

Wir können uns nicht enthalten, hier die überraschenden Wirkungen jener von den Anglo-Amerikaner ergriffenen Maßregeln zu bestätigen und sind überzeugt, daß nach Hundert Jahren kein Eingeborner mehr auf dem Gebiete der Union wird anzutreffen sein.

Die Philantropie jener würdigen Republikaner des Nordens ist eine bewunderungswürdige Sache!

Gott wolle uns davor bewahren!

In jeder Schlacht giebt es zwei angstvolle Mo-

mente für denjenigen, der die schwere Verantwortlichkeit des Sieges übernommen hat, derjenige nämlich, wo er das Zeichen des Angriffes giebt und seine Colonnen gegen den Feind führt, und derjenige, wo letztrer seine Gegenwehr organisirt und ruhig den Augenblick erwartet, wo voraussichtlich nach den im Voraus getroffenen Bestimmungen die Stunde der Entscheidung schlägt.

Treuherz befand sich im letztern Falle, erwartete aber ruhig und gefaßt die kommenden Ereignisse, als ob es sich nur um einen gewöhnlichen Angriff handle und empfahl seinen Kriegern nur ihr Pulver und ihre Pfeile zu sparen, sich nicht zu verstreuen, und den Zusammenstoß mit den Apachen zu erwarten, ohne einen Zoll breit zu weichen.

Die Comanchen stießen zu zwei wiederholten Malen ihr Kriegsgeschrei aus, dann herrschte die tiefste Stille in der Lichtung.

„Gut," sagte der Jäger jetzt, „Ihr seid ächte Tapfre, und ich bin stolz darauf, so unerschrockne Krieger zu befehligen, Eure Weiber werden Euch mit Tanz und Jubelgeschrei bei Eurer Rückkehr in das Dorf empfangen und mit Stolz die Scalps zählen, die an Euerm Gürtel hängen."

Nach dieser kurzen Anrede stellte sich der Jäger wieder in die Mitte des Kreises, worauf die Weißen mit der Hand auf dem Drücker ihrer Rifle und die Indianer mit gespanntem Bogen bereit standen.

Die Apachen hatten indessen ihren Hinterhalt verlassen, sich in Schlachtordnung aufgestellt und rückten von allen Seiten gegen den Feind an.

Auch sie waren von den Pferden gestiegen und ein Kampf, Mann gegen Mann, schien zwischen den Todtfeinden bevorzustehen.

Die Nacht war vollständig verflossen. Bei dem ersten dämmernden Schein des Tageslichtes konnte man sehen, wie sich der dunkle Kreis immer dichter schloß und die kleine Schaar der Comanchen und Abenteurer immer enger umringte.

Die Apachen rückten langsam, ohne zu schießen, heran, was in der Wildniß ein seltner Fall ist; es hatte den Anschein, als wollten sie ihre Feinde auf einen Schlag und aus unmittelbarer Nähe vernichten.

Ruhig und Treuherz drückten sich die Hand und tauschten ein ruhiges Lächeln aus.

„Noch fünf Minuten," sagte der Jäger.

„Wir werden doch davon etliche zu Boden strecken, ehe wir selbst fallen," antwortete der Canadier.

„Noch ist nichts entschieden," entgegnete der Jäger, indem er mit ausgestrecktem Arme nach Nord-Westen deutete.

„Hofft Ihr noch uns zu erretten?"

„Ich hoffe," antwortete der junge Mann mit derselben ruhig lächelnden Miene, „jene Räuberbande bis auf den letzten Mann zu vernichten."

„Gott gebe es!“ erwiderte der Canadier, indem er zweifelnd den Kopf schüttelte.

Die Apachen waren nur noch wenige Schritte entfernt.

Sämmtliche Gewehre wurden wie auf ein gegebenes Zeichen klirrend angelegt.

„Hört,“ murmelte Treuherz dem Jäger ins Ohr.

In dem Augenblicke erhob sich Geschrei aus der Ferne.

Der Feind hielt zögernd und verwirrt inne.

„Was ist das?“ sagte Ruhig.

„Es sind die Unsrigen,“ entgegnete der junge Mann lakonisch.

Der Hufschlag vieler Pferde und heftiges Schießen wurde jetzt im Rücken des Feindes laut.

„Die Comanchen! Die Comanchen!“ riefen die Apachen aus.

Kaum war ihnen der Ausruf entschlüpft, als der dunkle Kreis, der die kleine Schaar einschloß, mit Gewalt durchbrochen wurde und zweihundert Comanchenreiter unter tausend künstlichen Sprüngen heranströmten und die Feinde, die sie auf ihrem Wege trafen, unbarmherzig spießten und erschlugen.

Sobald die Reiter ihre Brüder erblickten, erhoben sie ein Jubelgeschrei, welches jene begeistert erwiederten.

Sie hatten gemeint, verloren zu sein.

Treuherz hatte richtig gerechnet, sich um keinen Augenblick versehen, und die von dem Schwarzen Hirsch

versteckten Reiter, welche Befehl hatten, einen Ablenkungsangriff zu wagen, um den Sieg zu entscheiden, waren in dem Augenblicke gekommen, wo ihr Angriff den Ausschlag geben mußte.

Dadurch erklärte sich die Ruhe des jungen Befehlshabers, obwohl er innerlich große Angst empfand, weil die Ankunft der Verstärkung durch tausend Zufälligkeiten verzögert werden konnte.

Die vollständig überraschten Apachen leisteten eine Zeitlang einen verzweifelten Widerstand, als sie sich aber von allen Seiten umringt und von der Ueberzahl erdrückt sahen, fingen sie an, nach allen Richtungen zu fliehen.

Der Schwarze Hirsch hatte aber seine Maßregeln mit soviel Umsicht getroffen und soviel genaue militärische Kenntniß der Prairie entwickelt, daß die Apachen buchstäblich zwischen zwei Feuern standen.

Mehr als zwei Dritttheile der Apachen-Krieger, welche unter der Führung des Blauen Fuchses den kecken Handstreich wagen wollten, blieben auf dem Schlachtfelde, während die Uebrigen nur mit Mühe entkamen.

Der Sieg war entscheidend, und die Apachen durften lange Zeit nicht wieder wagen, sich mit ihren gefährlichen Feinden zu messen.

Achthundert Pferde und beinahe fünfhundert Scalps wurden die Beute der Sieger, ohngefähr dreißig Verwundete nicht mit eingerechnet.

Die Comanchen hingegen hatten nicht mehr als ohngefähr zehn Krieger eingebüßt, welche, was sie sich zur besondern Ehre anrechneten, von ihren Feinden nicht scalpirt werden konnten.

Die Pferde wurden vereinigt, die Todten und Verwundeten auf Tragen gelegt, und nachdem man den gefallenen Apachen die Scalps abgenommen, überließ man die Leichen derselben den Raubthieren als Beute, und die Comanchen-Krieger stiegen wieder auf, um trunken vor Freude den Rückweg nach ihrem Dorfe anzutreten.

Die Rückkehr des Armeekorps war ein wahrer Triumphzug.

Der Schwarze Hirsch bestand, um Treuherz und seine Gefährten zu ehren, deren Hülfe so wesentlich genützt hatte, darauf, daß dieselben an der Spitze des Zuges marschirten, und Treuherz, der den Befehl mit ihm getheilt hatte, an seiner Seite reite.

Die Sonne ging in dem Augenblicke auf, wo die Comanchen aus dem Walde traten. Der Tag versprach sehr schön zu werden und die im Laube verborgenen Vögel begrüßten das Sonnenlicht in schmetternden Tönen. Eine zahlreiche Menge Frauen und Kinder verließ das Dorf und eilte den Kriegern entgegen.

Bald zeigte sich eine zahlreiche Truppe Reiter, welche kriegsmäßig bewaffnet und bemalt waren, an deren Spitze die angesehensten Sachem und Aeltesten des Stammes ritten.

Die Truppe rückte in bester Ordnung beim Schalle der Hörner, Trommeln, Chichikués und Kriegspfeifen und begleitet von dem Jubelgeschrei der Menge an.

In gemessener Entfernung machten beide Truppen Halt, während sich die Menge zur Rechten und Linken aufstellte, dann erhob sich auf ein Zeichen des Schwarzen Hirsches und des Befehlshabers der zweiten Truppe ein entsetzliches Geheul, die Reiter ließen ihren Pferden die Zügel schießen, beide Truppen drangen auf einander ein und führten eine Anzahl Bewegungen aus, von welchem nur die arabischen Fantasias einen Begriff zu geben vermögen.

Die Reiter kamen, gingen, kreuzten, mischten sich, schrieen, tummelten ihre Pferde, ließen sie steigen, warfen ihre Waffen in die Luft und fingen sie im vollen Laufe wieder auf, schossen ihre Pfeile ab und hoben sie im Fluge vom Boden auf, kurz führten mit einem Worte Wunder der Reitkunst aus, welche ihnen nur die Araber nachzumachen vermögen, obwohl sie den Grad der Geschicklichkeit nicht erreichen, welchen die Indianer, die ersten Reitkünstler der Welt, besitzen.

Nachdem jene Uebungen geraume Zeit gedauert hatten, und eine ansehnliche Menge Pulver verbrannt worden war, winkten die beiden Anführer, worauf sich die beiden bisher vereinigten Truppen wieder trennten und wie auf einen Zauberschlag in der Entfernung

eines Pistolenschusses einander in Reih und Glied gegenüberstanden.

Jetzt trat ein Augenblick vollständiger Ruhe ein.

Aber nach einiger Zeit näherten sich auf einen Wink des Schwarzen Vogels, der die aus dem Dorfe gekommene Truppe anführte, die Anführer der beiden Truppen, worauf die Begrüßungen und Glückwünsche begannen.

Wir haben bereits früher erwähnt, daß die Indianer streng auf die Beobachtungen der Etiquette sehen.

Der Schwarze Hirsch mußte den anwesenden Häuptlingen einen umständlichen Bericht über den Verlauf der Schlacht, die Zahl der Todten und Scalpirten, kurz über Alles, was geschehen war, abstatten. Der Schwarze Hirsch erfüllte jene Pflicht mit dem vollkommensten Anstande und der größten Bescheidenheit, schrieb Treuherz, der sich vergebens dagegen sträubte, den ganzen Ruhm des Unternehmens zu, und erkannte sich selbst nur das eine Verdienst zu, die Befehle pünktlich vollzogen zu haben, die ihm der bleiche Häuptling ertheilte.

Jene Bescheidenheit, die in einem so berühmten Krieger um so anziehender erschien, gefiel den Comanchen-Häuptlingen sehr und trug ihm großes Lob ein.

Nachdem endlich alle vorläufigen Feierlichkeiten beendet waren, näherten sich die Frauen der Häuptlinge welche Alle prachtvolle Pferde am Zügel führten, die

bestimmt waren, die ermüdeten Thiere ihrer Männer zu ersetzen.

Die junge reizende Frau des Schwarzen Hirsches führte deren zwei. Nachdem sie sich mit einem holden Lächeln vor ihrem Manne verbeugt und ihm den Zügel eines der Pferde gereicht hatte, wandte sie sich mit verbindlicher Miene zu Treuherz und reichte ihm den Zügel des andern, indem sie sagte:

„Mein Bruder Treuherz ist ein großer Tapfrer, er gestatte seiner Schwester, ihm diesen Renner anzubieten, um denjenigen zu ersetzen, den er im Kampfe zur Rettung seiner Brüder, der Antilopen=Comanchen ermüdet hat.“

Sämmtliche Indianer äußerten ihren Beifall über das liebenswürdig gebotene Geschenk; und selbst der Schwarze Hirsch konnte sich, trotz seines gekünstelten Gleichmuthes nicht enthalten, seine Freude über die sinnige Aufmerksamkeit seiner jungen Frau zu äußern.

Treuherz lächelte freundlich, stieg vom Pferde und sagte, indem er zu ihr trat und sie auf die Stirn küßte:

„Meine Schwester ist eben so schön als gut, und ich nehme das Geschenk an, was sie mir bietet; mein Bruder, der Schwarze Hirsch, ist glücklich, weil er eine so liebenswürdige Frau hat, um seine Waffen zu putzen und seine Pferde zu pflegen.“

Die junge Frau kehrte beschämt, aber glücklich zu ihren Gefährten zurück; die Häuptlinge bestiegen jetzt die frischen Pferde, die ihnen ihre Frauen zugeführt

hatten, während sich Letztere mit den müden Thieren entfernten.

Ein Jeder stellte sich wieder an die Spitze seiner Abtheilung, worauf beide Truppen eine Front bildeten und langsam mit einander nach dem Dorfe zurückkehrten, gefolgt von der Menge, die nicht müde wurde, ihren Jubel laut werden zu lassen und ihr Geschrei mit dem betäubenden Geräusch der verschiedenen musikalischen Instrumente begleiteten.

Die gefangenen Apachen schritten zu Fuß und ohne Waffen unter der Obhut von fünfzig auserwählten Kriegern an der Spitze des Zuges.

Jene unüberwindlichen Indianer wandelten, obwohl sie das Schicksal, welches ihrer harrte und die Qualen, denen sie entgegen gingen, vollkommen kannten, doch mit so festen Schritten und stolzer Haltung einher, als ob sie nicht die Hauptrolle in dem bevorstehenden Auftritte spielen sollten, sondern nur unbetheiligte Zuschauer wären.

Der seltsame Stoicismus jener rothen Menschen setzte übrigens Niemand in Erstaunen. Die Comanchen-Krieger verschmähten es, die tapfern Krieger zu verhöhnen, deren Muth das Glück nicht begünstigt hatte; nur die Frauen, besonders diejenigen, deren Männer im Kampfe gefallen waren und dem Zuge, auf Tragen liegend, folgten, stürzten, grausamer wie die Männer, gleich Furien auf die unglücklichen Gefangenen, überhäuften sie mit Schmähungen, warfen

sie mit Steinen und Unrath, und versuchten zuweilen ihre Nägel in das Fleisch derselben zu bohren.

Jene Neckereien erreichten einen so hohen Grad, daß die Wächter der Gefangenen gezwungen waren, einzuschreiten, um zu verhindern, daß sie bei lebendigem Fleische zerfleischt wurden, und sie wenigstens zeitweilig vor der blutgierigen Wuth jener Megären zu schützen, welche sich fortwährend unter einander anfeuerten und bei welchen sich der Zorn fast bis zur sinnlosen Raserei gesteigert hatte.

Die Gefangenen hingegen ertrugen die Mißhandlungen und Schmähungen ruhig und gleichmüthig, nichts vermochte sie zu erschüttern, und sie setzten ihren Weg so gelassen fort, als ob sie bei allen Vorgängen gänzlich unbetheiligt wären.

Der Zug, der sich genöthigt sah, sich durch eine Menge zu drängen, die immer dichter anwuchs, konnte nur langsam vordringen und der Morgen war bereits ziemlich vorgerückt, als er endlich die Einzäunung des Dorfes erreichte, die demselben zugleich als Schutzwehr diente.

Ungefähr zehn Schritte vor den Pallisaden hielten beide Truppen inne.

Zwei Männer standen unbeweglich am Eingange des Dorfes und erwarteten sie.

Dieselben waren der Herr der großen Medicin oder Zauberer, und der Hachesto oder öffentliche Ausrufer.

Beim Anblicke der beiden Männer schwieg die lärmende Menge wie auf einen Zauberschlag.

Der Hachesto hielt das Totem des Stammes in der Hand.

Als die Krieger inne hielten, trat der Zaubrer einen Schritt vor.

„Wer seid Ihr und was wollt Ihr?“ sagte er mit erhobner Stimme.

„Wir sind die großen Tapfren des mächtigen Volkes der Antilopen-Comanchen,“ antwortete der Schwarze Hirsch; „wir wollen mit unsern Gefangnen und den erbeuteten Pferden in das Dorf ziehen, um am Marterpfahle den Scalptanz zu tanzen.

„Gut,“ antwortete der Zaubrer, „ich erkenne Euch; Ihr seid in der That die großen Tapfern meines Volkes, und Eure Hände sind von dem Blute unsrer Feinde geröthet; aber,“ fuhr er fort, indem er einen finstern Blick um sich warf, „es sind nicht alle unsere Krieger da, was ist aus denjenigen geworden, welche fehlen?“

Bei dieser Frage entstand ein kurzes unheilvolles Schweigen.

„Redet,“ fuhr der Zauberer in befehlendem Tone fort, „solltet Ihr Eure Brüder verlassen haben?“

„Nein,“ sagte der Schwarze Hirsch; „sie sind zwar todt, doch bringen wir ihre Leichen mit und ihr Haar ist unversehrt.“

„Gut," entgegnete der Zauberer; „wie viele Krieger sind geblieben?"

„Nur zehn."

„Wie sind sie gestorben?"

„Als Tapfere, mit dem Gesichte dem Feinde zugewandt."

„Gut, der Wacondah hat sie in den seligen Prairien aufgenommen; sind sie von ihren Frauen beweint worden?"

„Dieselben beweinen sie eben."

Der Seher runzelte die Stirn.

„Die Wackern wollen nur mit blutigen Thränen beweint werden," sagte er.

Der Schwarze Hirsch trat einen Schritt zurück, um den Wittwen Platz zu machen, die finster und unbeweglich hinter ihm standen.

Sie traten vor.

„Wir sind bereit," sagten sie; „sobald es mein Vater erlaubt, wollen wir unsre Männer so beweinen, wie sie es verdienen."

„Thut das," antwortete er; „der Herr des Lebens sieht es und wird Eurem Schmerze zulächeln."

Jetzt begann ein seltsamer Auftritt, welchem nur der indianische Gleichmuth beiwohnen konnte, ohne vor Entsetzen zu schaudern. Die Weiber bewaffneten sich mit Messern und schnitten sich, ohne zu klagen, entschlossen mehrere Fingerglieder ab, worauf sie, nicht zufrieden mit diesem Opfer, anfingen, sich das Gesicht,

die Arme und die Brust dergestalt zu zerfleischen, daß ihr Körper bald mit Blut bedeckt war und sie einen fürchterlichen Anblick boten. Der Seher feuerte sie durch seine Reden an, ihren Männern solche Zeichen der Trauer zu geben, so daß ihre Raserei einen solchen Grad erreichte, daß sie sich umgebracht haben würden, wenn ihnen der Zauberer nicht selbst Einhalt geboten hätte.

Jetzt traten ihre Gefährtinnen heran, nahmen ihnen die Waffen ab und zogen sie mit sich fort.

Als sie den Platz endlich verlassen hatten, wandte sich der Zauberer zu den Kriegern, die unbeweglich und aufmerksam vor ihm standen.

„Das durch die Apachen-Krieger vergossene Blut ist durch die Weiber der Comanchen gesühnt worden," sagte er, „und die Erde ist mit demselben getränkt; der Schmerz mag jetzt der Freude weichen, meine Söhne können mit stolzer Haltung in das Dorf einziehen, denn der Herr des Lebens ist zufrieden."

Hierauf nahm er das Totem aus den Händen des Hachesto, stellte sich an die rechte Seite des Schwarzen Hirsches und zog unter dem betäubenden Geschrei der Menge und beim Klange der Instrumente, die ihren höllischen Lärm wieder begonnen hatten, in das Dorf ein.

Der Zug begab sich ungesäumt auf den großen Platz, wo der Scalptanz stattfinden sollte.

Treuherz und seine Gefährten würden aufrichtig

gewünscht haben, sich der Feier entziehen zu können, das würde aber für die Indianer eine große Beleidigung gewesen sein; sie sahen sich daher wider ihren Willen genöthigt, den Kriegern zu folgen.

Als sie an dem Rancho des Jägers vorüber kamen, bemerkten sie, daß alle Fenster desselben dicht verhangen waren. Donna Jesus, welche kein Verlangen trug, dem Schauspiele beizuwohnen, hatte sich in das Innere des Hauses zurückgezogen. No Eusebio, dessen Nerven wahrscheinlich stärker waren, stand vor der Thüre und rauchte nachlässig seine Cigarre, indem er den Zug vorüber ziehen sah, welchem er, auf den Befehl Treuherz', vorausgeeilt war, um Donna Jesus wegen des Ausganges des Kampfes zu beruhigen.

Sobald der Stamm auf dem Platze versammelt war, begann der Scalptanz.

Wir haben in frühern Werken bereits Gelegenheit gefunden, jene Feierlichkeit zu beschreiben und werden jetzt nicht darauf zurückkommen, sondern begnügen uns zu bemerken, daß derselbe, gegen den sonstigen Gebrauch, von Frauen geführt wird, und daß dieses Mal die Frau des Schwarzen Hirsches in ihrer Eigenschaft als Frau des Befehlshabers beauftragt wurde, den Tanz zu führen.

Die gefangnen Apachen waren an, besonders zu dem Zwecke errichtete, Pfähle gebunden worden; während mehrer Stunden setzte man sie dem Gespötte, dem Hohne und den Schmähungen ihrer Feinde

aus, was aber alles wenig Eindruck auf sie zu machen schien.

Der Tanz war endlich beendet und die Marter sollte beginnen.

Wir wollen bei den furchtbaren Leiden, die man den Unglücklichen auferlegte, nicht verweilen, denn es liegt nicht in unsrer Absicht, uns in Schilderungen von Greuelthaten zu ergehen, indem es uns stets Ueberwindung gekostet hat, so empörende Auftritte zu schildern; indessen sind wir vor allen Dingen verpflichtet, als Geschichtsschreiber die Wahrheit zu sagen. Wir haben uns die Aufgabe gestellt, die Sitten jener fast gänzlich unbekannten Völker zu schildern, welche wahrscheinlich in nächster Zukunft gänzlich von der Erde verschwinden werden und wir wollen dieser Pflicht genügen. Um dem Leser einen Begriff der Qualen zu geben, welche die Indianer erfinden, werden wir die Martern eines der Gefangenen, eines berühmten Apachen-Häuptlings schildern.

Jener Häuptling war ein junger Mann von höchstens fünf und zwanzig Jahren. Seine Gestalt war hoch gewachsen und wohlgebildet, seine Züge edel und sein Blick stolz.

Er war im Kampfe schwer verwundet worden, und erst als ihn die Ueberzahl buchstäblich erdrückte, war er neben seinen todten Kriegern zu Boden gefallen und hatte die Waffen gestreckt.

Die Comanchen, welche Muth zu schätzen wußten,

bewunderten sein heldenmüthiges Benehmen und begegneten ihm, auf den besondern Befehl des Schwarzen Hirsches, mit unverkennbarer Achtung. Letztrer gab sich der Hoffnung hin, ihn seinem Volke abwendig machen und ihn bestimmen zu können, sich unter die Comanchen aufnehmen zu lassen, für welche ein so tapfrer Krieger ein großer Gewinn gewesen sein würde.

Man darf sich über eine solche Absicht von Seiten des Comanchen-Sachem nicht wundern; dergleichen Uebertritte sind bei den Rothhäuten häufig; es geschieht nicht selten, daß ein Krieger, der seinen Feinden in die Hände fällt, sein Leben rettet und den Martern entgeht, indem er die Wittwe des Mannes, den er getödtet hat, unter der ausdrücklichen Bedingung heirathet, die Kinder des Verstorbenen zu erziehen und wie seine eignen zu betrachten.

Der Apachen-Häuptling hieß der Springende Panther. Anstatt ihn, wie die unbedeutenderern Krieger an einen Pfahl zu binden, ließ man ihn frei stehen.

Er lehnte sich gegen einen Pfahl, kreuzte die Arme über der Brust und wohnte dem Scalp-Tanze mit verächtlicher Ruhe bei.

Nach beendetem Tanze trat der Schwarze Hirsch, der sich zuvor mit den übrigen Häuptlingen verständigt hatte, zu ihm, doch schien ihn der Gefangne nicht zu bemerken.

„Mein Bruder, der Springende Panther, ist ein

eben so angesehener Häuptling, als berühmter Krieger," sagte er in sanftem Tone, „woran denkt er gegenwärtig?"

„Ich denke," antwortete der Apache, „daß ich bald in den seligen Prairien weilen und in der Nähe des Herrn des Lebens jagen werde."

„Mein Bruder ist noch sehr jung, sein Leben zählt nur Frühlinge, thut es ihm nicht leid, es zu verlieren?"

„Warum sollte es mir leid thun? muß nicht Jeder früher oder später sterben?"

„Gewiß; wenn man aber am Marterpfahle sterben soll, wenn noch ein langes Leben voll Glück und Freude vor Einem liegt, und man das Leben kaum begonnen hat, darf man wohl bedauernd rückwärts schauen."

Der Häuptling schüttelte traurig den Kopf und erwiderte mit abwehrender Geberde:

„Mein Bruder, sage nichts weiter; ich durchschaue seine Absicht, er überläßt sich einer Hoffnung, die nie erfüllt werden kann. Der Springende Panther wird sein Volk niemals verläugnen, um ein Comanche zu werden. Es wäre mir unmöglich, bei Euch zu leben, denn das durch mich vergossene Blut Eurer Krieger würde mich anklagen. Könnte ich sämmtliche Wittwen heirathen, die meine Axt ihrer Männer beraubt hat, und Euch die zahlreichen Scalps ausliefern, die ich erbeutet habe? Nein, nicht wahr? Wenn sich ein Apache und ein Comanche auf dem Kriegspfade treffen,

muß der Eine oder der Andre auf dem Platze bleiben. Macht mir also keine Vorschläge, die eine Beleidigung für meine Gesinnung und meinen Muth sind, bindet mich an den Pfahl, laßt mich nicht den weißen Tod sterben, sondern den indianischen langsamen. Ersinnt die grausamsten Qualen. Ihr sollt mir keine Klage, keinen Seufzer erpressen." Lebhafter fügte er dann hinzu: „Ihr seid Kinder, die es nicht verstehen, einen Mann zu quälen, Ihr bedürft des Todes eines Tapfern, um zu lernen, wie man sterben muß. Versucht Euch an mir; ich verachte Euch; Ihr seid feige Hunde, könnt nur bellen, und der bloße Anblick einer Adlerfeder ist stets hinreichend gewesen, Euch in die Flucht zu schlagen."

Als die Comanchen so hochmüthige Worte vernahmen, heulten sie zornig auf und wollten sich über den Gefangenen herstürzen.

Der Schwarze Hirsch hielt sie zurück.

„Der Springende Panther ist kein ächter Tapfrer," sagte er, „er spricht zu viel; er ist ein geschwätziger Spottvogel, der schwatzen muß, weil er sich fürchtet."

Der Sachem zuckte verächtlich die Achseln.

„Es ist das letzte Wort, was Ihr von mir hören sollt," sagte er, „Ihr seid Hunde."

Hierauf biß er sich mit den Zähnen die Zunge ab und spie sie dem Schwarzen Hirsch ins Gesicht.

Letztrer sprang vor Zorn auf, seine Wuth kannte keine Grenzen.

Man band den Springenden Panther sofort an den Pfahl.

Die Frauen rissen nun die Nägel der Hände und Füße ab, steckten dann kleine hölzerne mit brennbarem Material versehene Spieße, welche sie anzündeten, in die blutigen Wunden.

Der Indianer blieb ruhig, kein Muskel seines Gesichtes zuckte.

Die Marter dauerte beinahe drei Stunden. Der ganze Leib war nur eine blutende Wunde. Der Sachem zeigte immer noch dieselbe Fassung.

Der Schwarze Vogel trat jetzt heran.

„Wartet," sagte er.

„Man machte ihm Platz.

Er stürzte auf den Apachen zu, riß ihm die Augen aus, warf sie voll Abscheu weg und füllte die leeren Augenhöhlen mit glühenden Kohlen.

Diese letzte Qual war entsetzlich und die Glieder des Unglücklichen zuckten krampfhaft, das war aber alles.

Der durch soviel Stoicismus ergrimmte Comanche, der sich innerlich nicht enthalten konnte, seinen Feind zu bewundern, faßte denselben jetzt bei seinen langen Haaren und scalpirte ihn; worauf er ihn mit dem blutigen Haar ohrfeigte.

Der Anblick des Gefangnen war fürchterlich, trotzdem stand er aufrecht und unbeweglich da.

Treuherz konnte das scheußliche Schauspiel nicht länger mit ansehen. Er schob die Zunächststehenden bei Seite, setzte dem Gefangenen die Mündung seiner Pistole vor die Stirn, und zerschmetterte ihm den Schädel.

Die Comanchen, welche wüthend waren, sich ihr Opfer entgehen zu sehen, machten Miene über den Weißen herzufallen, der es gewagt hatte, ihrer Rache vorzugreifen. Letztrer aber richtete sich hoch auf, kreuzte die Arme über der Brust und blickte sie scharf an.

„Weiter?" fragte er in entschlossenem Tone.

Das Wort genügte, um die wilden Thiere zu bändigen; sie entfernten sich brummend, ohne weiter zu versuchen, ihn wegen seiner That zur Rede zu setzen.

Der Jäger winkte jetzt den Abenteurern ihm zu folgen, und sie verließen den Platz, auf welchem die Indianer ihre unglücklichen Gefangenen noch Stunden lang quälten.

[illegible]

Siebenzehntes Kapitel.

Die Wiedervereinigung.

Wir müssen in unsrer Erzählung zwei Monate zurückgehen und den obren Arkansas verlassen, um uns an die Ufer des Rio=Trinidad in die Nähe von Galveston nach dem Cerro=Pardo an dem Tage zu begeben, wo die für die Texaner so unheilvolle Schlacht stattgefunden hatte, um gewisse Punkte aufzuklären und den Leser von dem Schicksale einiger der wichtigsten Personen, die wir nur zu lange vernachlässigt haben, zu unterrichten.

Wir haben bereits erwähnt, daß der Jaguar, sobald er die Schlacht rettungslos verloren sah, eiligst nach der Stelle, wo er den Karren mit Ruhig und Carmela gelassen hatte, zurückkehrte, und als er die Stelle erreichte, einen schrecklichen Anblick hatte.

Der halbzerbrochne Karren lag, umgeben von den Leichen der Mehrzahl seiner Freunde, die er zum Schutze desselben zurückgelassen, und die ihren Tod bei

der Erfüllung dieser Pflicht gefunden hatten, am Boden, war aber leer und die beiden Personen, für deren Rettung er so eifrig besorgt war, verschwunden.

Der Jaguar war über eine so schreckliche Katastrophe, die er nach den von ihm getroffenen Vorsichtsmaßregeln weit entfernt gewesen zu erwarten, so ergriffen, daß er mit einem Schrei der Verzweiflung besinnungslos zu Boden fiel.

Der junge Mann blieb mehre Stunden lang ohnmächtig liegen.

Er besaß aber eine eiserne Natur, die eine noch so heftige Erschütterung nicht im Stande war zu vernichten. Gegen Abend, in dem Augenblicke, wo die Sonne am Rande des Horizontes sank, und die Nacht bereits anfing zu dunkeln, schlug der Jaguar die Augen wieder auf.

Er warf einen irren Blick um sich, denn er begriff weder die Lage, in der er sich befand, noch konnte er sich entsinnen, in Folge welcher Ereignisse er in die lange Ohnmacht verfallen war.

Selbst der stärkste Mann, der mit der größten Energie begabt ist, kann sich, wenn er stundenlang besinnungslos gelegen, längre oder kürzre Zeit nicht der jüngstvergangnen Ereignisse entsinnen, und bedarf einiger Zeit, um seine Gedanken zu ordnen.

Eben so erging es dem jungen Manne, er war allein; unheimliche Stille herrschte rings umher, das Dunkel der Nacht verbreitete sich immer weiter und

die Gegenstände in seiner nächsten Umgebung wurden mit jedem Augenblicke undeutlicher.

Die Luft war indessen mit dem warmen widrigen Blutgeruche und der Ausdünstung der Leichen erfüllt, die den Boden hie und da bedeckten. Er konnte die dunklen unheimlichen Gestalten der Raubthiere unterscheiden, welche die Nacht aus ihren Höhlen lockte und die, von ihrem Durste nach Blut getrieben auf dem Schlachtfelde umherschweiften und sich anschickten, ihre widrige Mahlzeit zu halten.

„Ach," rief der junge Mann plötzlich aus, indem er wie von einer Feder aufgeschnellt in die Höhe sprang, „jetzt entsinne ich mich!"

Der Weg war wie gesagt einsam, nur die Leichen und die Raubthiere in der Nähe.

„Was ist zu thun?" murmelte der Jaguar, „wohin soll ich mich wenden? was ist aus meinen Brüdern geworden? Wo soll ich Carmela und Ruhig finden?"

Der junge Mann sank, von dem Strome trostloser Gedanken überwältigt, die von seinem Herzen nach seinem Kopfe stiegen, auf einen Felsblock, der sich zufällig in der Nähe befand, und ohne sich um die Raubthiere zu kümmern, deren Geheul mit jedem Augenblicke vernehmlicher wurde und mit der fortschreitenden Nacht immer drohender zu werden versprach, barg er den Kopf in beide Hände, preßte seine Schläfen heftig,

als wolle er den fliehenden Verstand aufhalten und dachte nach.

Zwei Stunden verstrichen auf diese Weise, während welcher er in eine um so größre Verzweiflung gerieth, als er seinen Gram in sich verschließen mußte.

Jener Mensch, der seine ganze Hoffnung auf eine Idee gesetzt, der Jahrelang beharrlich und rastlos für die Verwirklichung seines Traumes gekämpft hatte, dessen Leben gewissermaßen nur eine lange Kette von Entsagungen gewesen, hatte in dem Augenblicke, wo er sich an dem heiß ersehnten Ziele glaubte, durch eine seltsame Tücke des Schicksals, seine Hoffnungen vernichtet und binnen weniger Stunden vielleicht auf ewig zerstört gesehen. Er hatte Alles verloren und stand allein in Mitten des Schlachtfeldes, umgeben von Leichen und mordgierigen Raubthieren.

Es kam ihm flüchtig der Gedanke, seinem Leben ein Ende zu machen, sich den Dolch ins Herz zu stoßen und den Untergang seiner Hoffnung auf Liebesglück und Ruhm nicht zu überleben.

Der Gedanke durchzuckte ihn aber nur flüchtig wie ein Blitz, ein plötzlicher Umschwung trat in seinem Innern ein, und er erhob sich mit neugestärktem Muthe, denn seine, im Fegefeuer des Schmerzes geläuterte Seele, hatte ihre ganze kecke Entschlossenheit wiedergefunden.

„Nein,“ sagte er, indem er einen entschlossenen Blick um sich warf, „ich will mich nicht länger nieder-

beugen lassen; Gott kann nicht wollen, daß eine so heilige Sache, wie die, welcher ich mich gewidmet habe, unrettbar untergehe. Es ist eine Prüfung, die er mir auferlegt hat, und die ich ohne Murren ertragen will. Sind wir auch heute besiegt, können wir morgen doch Sieger sein. Frisch ans Werk! die Freiheit ist eine Tochter des Himmels, mithin heilig und unsterblich."

Nachdem er jene Worte mit lauter Stimme und begeistertem Ausdrucke gesprochen, als wolle er den Gefallenen einen letzten Trost spenden, raffte der junge Mann seinen Rifle, der neben ihm lag, auf, und entfernte sich mit den entschlossnen Schritten eines Mannes, der an die Sache glaubt, die er verfechtet, und dem alle, selbst die größten Hindernisse, nur als ein Sporn dienen, auf der eingeschlagenen Bahn fortzuschreiten.

Der Jaguar durchschritt das ganze Schlachtfeld, stieg über die Leichen und vertrieb die Raubthiere, welche ihm absichtlich auszuweichen schienen.

Der junge Mann legte auf diese Weise denselben Weg allein und in der Dunkelheit zurück, den er am Morgen bei hellem Sonnenscheine, umgeben von seinen begeisterten Gefährten, die munter in den Kampf zogen und sich des Sieges versichert hielten, gewandelt war.

Seine Entschlossenheit verließ ihn keinen Augenblick; er ließ die traurigen Gedanken, die ihn beinahe zur Verzweiflung getrieben hätten, nicht wieder aufkommen, er hatte dem Schmerze muthig ins Auge geschaut,

mit demselben gerungen und ihn überwunden. Jetzt war es überstanden und nichts vermochte ihn niederzubeugen.

Als er das Ende des Hohlweges, wo die Schlacht stattgefunden hatte, erreichte, blieb er stehen, der Mond war aufgegangen, und überströmte die Landschaft mit einem hellen, gespenstigen Lichte.

Der junge Mann orientirte sich, da er keine Ahnung hatte, welche Richtung die Flüchtlinge seiner Truppe eingeschlagen hatten, trug er Bedenken sich auf einen Weg zu wagen, wo er Gefahr lief, den mexikanischen Kundschaftern und Plünderern in die Hände zu fallen, die gewiß die Ebene nach allen Seiten hin durchstreiften, um den Texanern nachzustellen, welche glücklich genug gewesen waren, die Schlacht zu überleben und unversehrt zu entkommen.

Der Weg nach der Cap-Festung war lang und schwierig. Ueberdies mußten die Sieger, wenn sie sich derselben nicht bereits wieder bemächtigt hatten, die Zugänge und Communicationswege der Garnison auf eine Weise besetzt halten, welche letztre zwang, sich zu ergeben.

Er durfte nicht daran denken, sich nach Galveston zu begeben. Das wäre das sicherste Mittel gewesen, in die Hände seiner Feinde zu gerathen.

Der Jaguar befand sich in großer Verlegenheit und blieb lange rathlos, ehe er einen Entschluß fassen konnte.

Er blickte unwillkürlich um sich, wie es rathlose Menschen häufig zu thun pflegen, ohne einen bestimmten Gegenstand ins Auge zu fassen, als er plötzlich erbebte.

Er hatte in ziemlicher Entfernung zwischen den Bäumen einen schwachen röthlichen, kaum wahrnehmbaren Schein aufleuchten sehen.

Der junge Mann suchte zu ergründen, in welcher Richtung das Licht scheine; als er endlich gewiß zu sein glaubte, daß es von dem Rancho ausgehe, welcher noch am gestrigen Tage dem Stabe der texanischen Armee als Hauptquartier gedient hatte, war sein Entschluß gefaßt.

Jener, am Rande des Meeres, auf einem einsamen, von dem Schlachtfelde ziemlich weit entferntem Strande gelegne Rancho, war von den Mexikanern wahrscheinlich noch nicht durchstöbert worden, deren erschöpfte Pferde schwerlich einen so weiten Weg hätten zurücklegen können. Der Jaguar redete sich also ein, daß jenes Licht von Flüchtlingen seiner eignen Partei angezündet worden, und fand seine Annahme um so glaubwürdiger, als sie ihm wünschenswerth erschien, indem die Nacht immer weiter vorrückte, der junge Mann während des verflossenen Tages weder Speise noch Trank genossen hatte, und in Folge der heftigen körperlichen Anstrengung, nicht nur große Müdigkeit, sondern das Bedürfniß der Stärkung empfand. Hunger und Durst mahnten ihn gebieterisch daran, daß er seit

vierzehn Stunden darbe, und gewannen die Oberhand über seine Befürchtungen. Er fühlte heftiges Verlangen nach einem Obdache, wo er Ruhe und Stärkung zu finden hoffen durfte.

Nur in den Romanen legen die mehr oder weniger fabelhafte Helden, welche der Verfasser auftreten läßt, große Strecken Wegs zurück, ohne einer der Schwachheiten unsrer gebrechlichen menschlichen Natur unterworfen zu sein. Sie rasten nie um zu trinken oder zu essen, und sind immer so wohl aufgelegt, als da sie ihre Reise antraten.

Unglücklicher Weise ist dem im wirklichen Leben nicht so. Man sieht sich gegen seinen Willen genöthigt, gewissen gebieterischen Anforderungen zu genügen, die der unvollkommnen menschlichen Natur eigen sind. Die Parteigänger und Waldläufer, bei welchen der physische Instinkt sehr stark entwickelt ist, vergessen auch über dem heftigsten Kummer nicht die Stunde der Mahlzeit oder der Ruhe, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ihr Leben ein fortwährender Kampf gegen die verschiedenartigsten Feinde ist, und sie der körperlichen Kräfte bedürfen, um den Hindernissen gewachsen zu sein, welche sich ihnen entgegen stellen.

Der Jaguar schlug daher entschlossen die Richtung ein, in welcher er das Licht schimmern sah, das fortwährend wie ein Leuchtfeuer zwischen den Bäumen hindurch glänzte.

Je näher er dem Rancho kam, um so fester hielt er sich überzeugt, sich nicht getäuscht zu haben.

Je mehr er darüber nachdachte, um so weniger hielt er es für möglich, daß die Mexikaner so weit vorgedrungen sein könnten, doch als er nur noch in geringer Entfernung von dem Hause war, glaubte er doch einige Vorsicht gebrauchen zu müssen, um sich für den Fall, daß er wider Vermuthen Feinde vor sich habe, vor einem etwaigen Ueberfalle zu sichern.

Ungefähr fünfhundert Schritte von dem Rancho entfernt, fing er an, besorgt zu werden und weniger überzeugt zu sein, daß er sich nicht geirrt habe; mehre todte Pferde und zwei bis drei Leichen lagen, vermischt mit Trümmern von Karren und Waffen umher. Es mußte daher in der Nähe des Rancho ein Kampf stattgefunden haben.

Wer war Sieger geblieben, die Mexikaner oder die Texaner?

Welche Menschen mochten gegenwärtig das Haus bewohnen? Waren es Freunde oder Feinde?

Diese Fragen waren schwer zu beantworten. Der Jaguar befand sich in großer Verlegenheit, doch verlor er den Muth deshalb nicht.

Der junge Anführer hatte zu lange Zeit das Leben eines Parteigängers und Herumstreifers geführt, um nicht alle Kunstgriffe des schwierigen Berufes eines Waldläufers genau zu kennen.

Nach einer kurzen Ueberlegung von wenigen Minuten war sein Entschluß gefaßt.

Der Jaguar war mehrmals, als der Rancho der texanischen Armee zum Hauptquartiere diente, dort gewesen, um dem Kriegsrath beizuwohnen, oder die Befehle der Stabs = Offiziere der Armee entgegenzunehmen, kannte daher das Haus ziemlich genau, und beschloß, sich an ein Fenster zu schleichen, um sich durch eignen Augenschein zu überzeugen, was in dem Rancho vorgehe.

Das war nicht schwer auszuführen, und wir haben bereits in einem frühern Kapitel gesehen, wie eine andre unsrer Personen in derselben Absicht wie der Jaguar zu demselben Mittel griff.

Der junge Mann war lebhaft, geschickt und stark den Bedingungen des Gelingens.

Das Licht schimmerte noch immer, obwohl kein Laut aus dem Inneren nach Außen drang und die Stille der Nacht unterbrach. Der Jaguar streckte sich, ohne seinen Rifle aus der Hand zu legen, dessen er, wie er vorher sah, bald bedürfen werde, auf den Boden, bewegte sich auf den Händen und Knieen fort, und kroch dem Hause zu, wobei er die Vorsicht gebrauchte, sich stets in dem Schatten zu halten, welchen die dichten Aeste der Bäume warfen, um seine Nähe für den wahrscheinlichen Fall, daß die Bewohner des Hauses eine Wache aufgestellt hätten, welche für ihre Sicherheit sorgen solle, nicht zu verrathen.

Die Voraussetzung des jungen Mannes erwies sich, wie alle auf Erfahrung begründete Vermuthungen, als richtig; kaum war er dreißig Schritt näher gekommen, als er die dunkle Gestalt eines Mannes bemerkte, der auf seinen Rifle gestützt, wie eine Statue unbeweglich, auf der Schwelle des Hauses stand.

Der Mann war offenbar eine Schildwache, die beauftragt war, die nächste Umgebung des Rancho zu überwachen.

Die Lage wurde für den Jaguar immer schwieriger, und die Hindernisse erhoben sich in solcher Menge vor ihm, daß sie unüberwindlich zu werden drohten, denn um an das Fenster zu gelangen, wie er beabsichtigte, mußte er den Schatten, der ihn bisher glücklich beschützt hatte, verlassen, und in die vom Monde beleuchtete Fläche treten, dessen Licht eine Helligkeit verbreitete, die dem jungen Manne keineswegs zusagte.

Er blickte unwillkürlich auf, in der Hoffnung, daß vielleicht eine Wolke über die lichte Scheibe des unwillkommnen Gestirnes gleiten, und das Licht desselben, wenn auch nur auf eine Minute verdunkeln würde, der Himmel war aber tief blau und wolkenlos, und mit unzähligen Sternen übersäet.

Der Jaguar fühlte sich stark versucht, plötzlich aufzuspringen, die Schildwache zu überfallen, und sie zu erwürgen.

Wenn es aber ein Freund war?

Die Sache wurde kitzlich.

Der junge Mann wußte in der That nicht, was er beschließen solle, und suchte vergeblich nach einem Mittel, sich aus der Verlegenheit zu ziehen, als die Schildwache plötzlich ihr Gewehr auf ihn richtete, zielte, und in neckendem Tone ausrief:

„Holla Freund! wenn Ihr lange genug herumgekrochen seid wie ein Maulwurf, so werdet Ihr wieder aufstehen? nicht wahr?"

Beim Klange jener Stimme, deren Töne ihm vertraut vorkamen, erbebte der junge Mann, sprang rasch auf und sagte lachend:

„Caramba! Ihr habt Recht, John Davis, ich bin genug herumgekrochen."

„Was!" entgegnete Jener verwundert, „wer seid Ihr denn, da Ihr mich so gut kennt."

„Ein Freund, Cuerpo de Christo, richtet Euren Rifle nur wieder in die Höhe."

„Ein Freund, ein Freund," entgegnete der Amerikaner, ohne die Stellung zu verändern, „das ist wohl möglich, denn der Klaug Eurer Stimme, ist mir in der That nicht fremd, aber gleichviel ob Freund ob Feind, sagt mir Euren Namen, sonst schieß ich Euch, bei Gott, nieder, denn die Zeit ist wahrlich nicht danach, um sich durch schöne Worte blenden zu lassen."

„Vive dios!" lachte der junge Mann, „der gute John ist immer vorsichtig."

„Ich rühme mich dessen, aber genug geschwatzt,

sagt mir Euren Namen, damit ich weiß, wen ich vor mir habe."

„Wie, erkennt Ihr den Jaguar nicht wieder?"

Der Amerikaner senkte seine Waffe, deren Kolben dröhnend auf den Boden fiel.

„Bei Gott!" rief er munter aus, „ich dachte wohl, daß Ihr es wäret, doch wagte ich nicht daran zu glauben."

„Warum denn?" antwortete der junge Mann, näher tretend.

„Nun, weil man mir versichert hatte, daß Ihr todt wäret."

„Ich?"

„Allerdings."

„Wer Teufel hat Euch das Märchen aufgebunden."

„Es ist kein Märchen, denn Fray Antonio hat mir versichert, daß er mit dem Pferde über Eure Leiche gesetzt wäre."

Der Jaguar bedachte sich eine Zeit lang.

„In der That," antwortete er, „er hat Euch die Wahrheit gesagt."

„Wie?" rief der Amerikaner zurücktretend, erschrocken aus, „Ihr wäret todt?"

„Nein, nein, beruhigt Euch," antwortete der junge Mann lachend, „ich lebe, so gut wie Ihr."

„Seid Ihr dessen auch ganz gewiß," entgegnete der abergläubige Amerikaner zweifelnd.

„Rayo de dios! ich bin dessen gewiß, dennoch ist

es möglich, daß Fray Antonio über meinen Körper gesprungen ist, denn ich habe Stunden lang besinnungslos auf dem Schlachtfelde gelegen."

„Das ist mir, bei Gott, ein wahrer Trost, das freut mich in Eurer Seele."

„Sehr verbunden, was treibt Ihr denn da."

„Ich wache, wie Ihr seht."

„Ja; aber warum wacht Ihr? Ihr seid wohl mehrere darin?"

„Wir sind ungefähr zwölf."

„Desto besser, und wer sind Eure Gefährten."

Der Amerikaner blickte ihn eine Zeit lang fest an, nahm ihn dann bei der Hand, drückte sie ihm herzlich, und sagte bewegt:

„Dankt Gott, mein Freund, er hat Euch heute eine große Gnade erwiesen."

„Was wollt Ihr damit sagen?" fragte der junge Mann beklommen.

„Ich will damit sagen, daß Diejenigen, welche Ihr uns anvertraut habt, wohlbehalten sind und trotz der tausend Gefahren, die ihnen während des verflossenen schrecklichen Tages drohten, gerettet wurden."

„Wäre es möglich," rief Jener aus, indem er die Hand auf sein heftig schlagendes Herz legte.

„Ich versichere es."

„Sie sind also Beide dort?"

„Ja."

„Carmela und Ruhig?"

„Ja," sage ich.

„Ach, ich muß sie sehen," sagte er, indem er sich anschickte, in den Rancho zu treten.

„Wartet ein wenig."

„Warum denn," fragte er besorgt.

„Aus zwei Gründen, erstens muß ich sie auf Eure Nähe vorbereiten, ehe ich Euch einlasse."

„Ganz recht, das ist wahr, geht mein Freund geht, ich erwarte Euch."

„Ich habe Euch meinen zweiten Grund noch nicht genannt."

„Was liegt daran?"

„Mehr, als Ihr meint, wollt Ihr denn nicht den Namen desjenigen wissen, der Donna Carmela beschützt, vertheidigt und endlich gerettet hat!"

„Ich verstehe Euch nicht, Freund, denn ich hatte Euch die Obhut über Ruhig und Carmela übertragen."

„In der That."

„Seid Ihr denn nicht Ihr Retter gewesen?"

Der Amerikaner schüttelte verneinend den Kopf.

„Nein," sagte er, „ich bin es nicht, ich hätte nur mit ihnen sterben können."

„Wer hat sie denn gerettet. Ach, ich schwöre, daß ich den Mann, wer er auch sein mag . . . ."

„Jener Mann," fiel ihm John Davis ins Wort, „ist einer Eurer liebsten und treusten Freunde."

„Seinen Namen? Freund, sagt mir seinen Namen."

„Der Oberst Melendez."

„Ach, ich hätte darauf schwören wollen," rief der junge Mann mit Wärme aus, warum kann ich ihm nicht danken?"

„Bald werdet Ihr ihn sehen."

„Wie so?"

„Er ist gegenwärtig damit beschäftigt einen sichern Zufluchtsort für den alten Jäger und seine Tochter zu finden. Vorläufig bleiben wir in diesem Rancho, von welchem er die mexikanischen Soldaten fern halten wird. Sobald er eine andere Freistatt gefunden, wird er selbst kommen, es zu melden."

„Er ist stets gütig und aufopfernd. Ich werde mich nie gegen ihn abfinden können."

„Wer weiß?" bemerkte der Amerikaner gelassen, das Glück kann sich wieder für uns erklären, und dann können wir die Beschützer unsres Gönners werden."

„Ihr habt Recht, Freund! gebe Gott, daß es so komme. Wie hat sich aber Alles zugetragen."

„Ihr kennt Euch leicht vorstellen, daß der Oberst, der, wie er mir versichert hat, eine Art Ahnung von der Gefahr gehabt, in welcher Donna Carmela schwebe, in dem Augenblicke eingetroffen ist, wo wir, von allen Seiten zugleich angegriffen, in der Ueberzeugung der Uebermacht der Feinde nicht widerstehen zu können, im Begriffe waren, unserm Versprechen gemäß auf unserm Posten zu sterben; das Uebrige könnt Ihr leicht errathen. Mit Bitten und Drohungen verjagte er die Soldaten, die uns angriffen. Doch nicht zu-

frieden damit, uns von unseren Feinden befreit zu haben, wollte er uns vollständig gesichert und vor jeder Gefahr geschützt wissen, und hat uns hieher begleitet, indem er uns empfahl, ihn hier zu erwarten, und ich glaube, daß wir wohl thun werden, seinen Rath zu befolgen."

„Gewiß, es würde undankbar sein, wenn Ihr anders handeln wolltet. Geht jetzt, mein Freund, ich erwarte Euch."

John Davis, der die Angst begriff, welche den jungen Mann verzehrte, ließ sich die Aufforderung nicht wiederholen, sondern trat in den Rancho.

Der Jaguar benutzte den Augenblick, wo er allein war, um sich einigermaßen zu sammeln. Die Aussicht, diejenigen, die er todt geglaubt, und mit bittrer Verzweiflung als todt beweint hatte, munter und wohlbehalten wieder zu finden, erfüllte ihn mit unsäglichem Entzücken, und er wagte kaum an so viel Glück zu glauben. Er glaubte zu träumen, so unwahrscheinlich kam ihm alles, was geschehen war, vor.

Nach kaum zehn Minuten kehrte John Davis zurück.

„Nun?" fragte der junge Mann.

„Kommt," antwortete Jener lakonisch.

Sie gingen.

Der Amerikaner durchschritt mit seinem Freunde ein Zimmer, in welchem etwa zehn Texaner, unter welchen sich Fray Antonio, Lanzi und Quoniam befanden, auf einer Streu am Boden lagen und schliefen,

worauf er eine neue angelehnte Thüre öffnete, und die beiden Männer in ein zweites kleineres Zimmer traten, das durch ein, auf einem Tische stehendes, qualmendes Candil nur mangelhaft erleuchtet war.

Ruhig war auf einem Lager von Pelzdecken ausgestreckt, und Carmela saß auf einem Equipal neben ihm.

Sobald Letztere den jungen Mann erblickte, stand sie rasch auf, und eilte ihm entgegen.

„Ach!“ rief sie aus, indem sie ihm die Hand reichte, „Gott Lob, daß Ihr endlich da seid.“ Bei diesen Worten neigte sie sich zu ihm, und reichte ihm ihre bleiche Stirn, auf welche der Jaguar, statt aller Antwort, einen ehrerbietigen Kuß drückte, denn die heftige Gemüthsbewegung, welche er empfand, machte ihn sprachlos.

Ruhig richtete sich mühsam auf seinem Lager in die Höhe, reichte dem jungen Manne, der schnell zu ihm trat, die Hand, und sagte gerührt:

„Jetzt, wo Ihr wieder da seid, bin ich, was auch geschehen möge, über das Schicksal meines armen Kindes beruhigt. Wir haben große Sorge um Euch gehabt, mein Freund.“

„Ach,“ seufzte er, „ich habe mehr erlitten, als Ihr.“

„Was habt Ihr denn,“ rief Carmela besorgt aus, „Ihr seid blaß, Ihr wankt! Seid Ihr verwundet, mein Freund.“

„Nein,“ antwortete er matt, „das Glück, die Freude Euch wieder zu sehen. Es ist nichts, beruhigt Euch.“